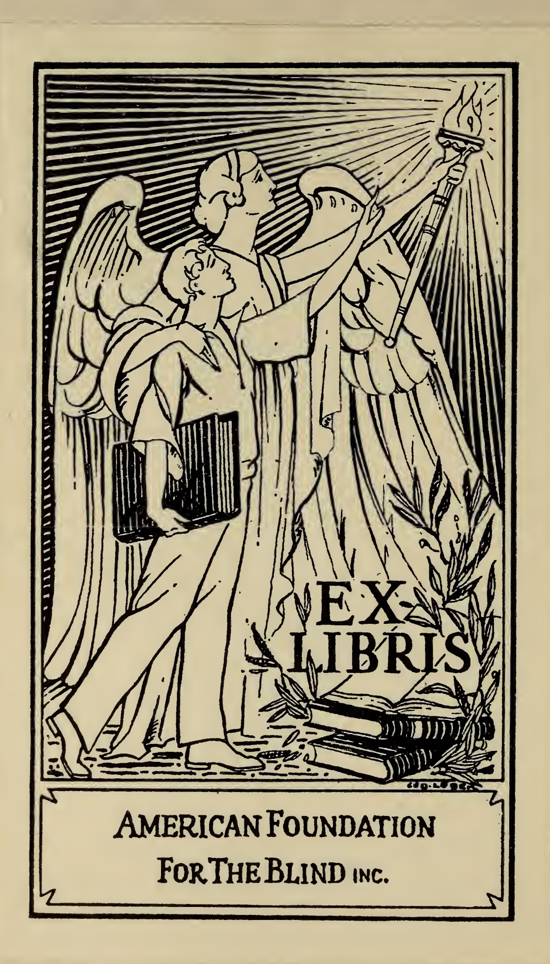
Zwischen den Völkern

Roman

von

Alexander Reuß




EX-
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.





Zwischen den Völkern



Zwischen den Völkern

Roman

von

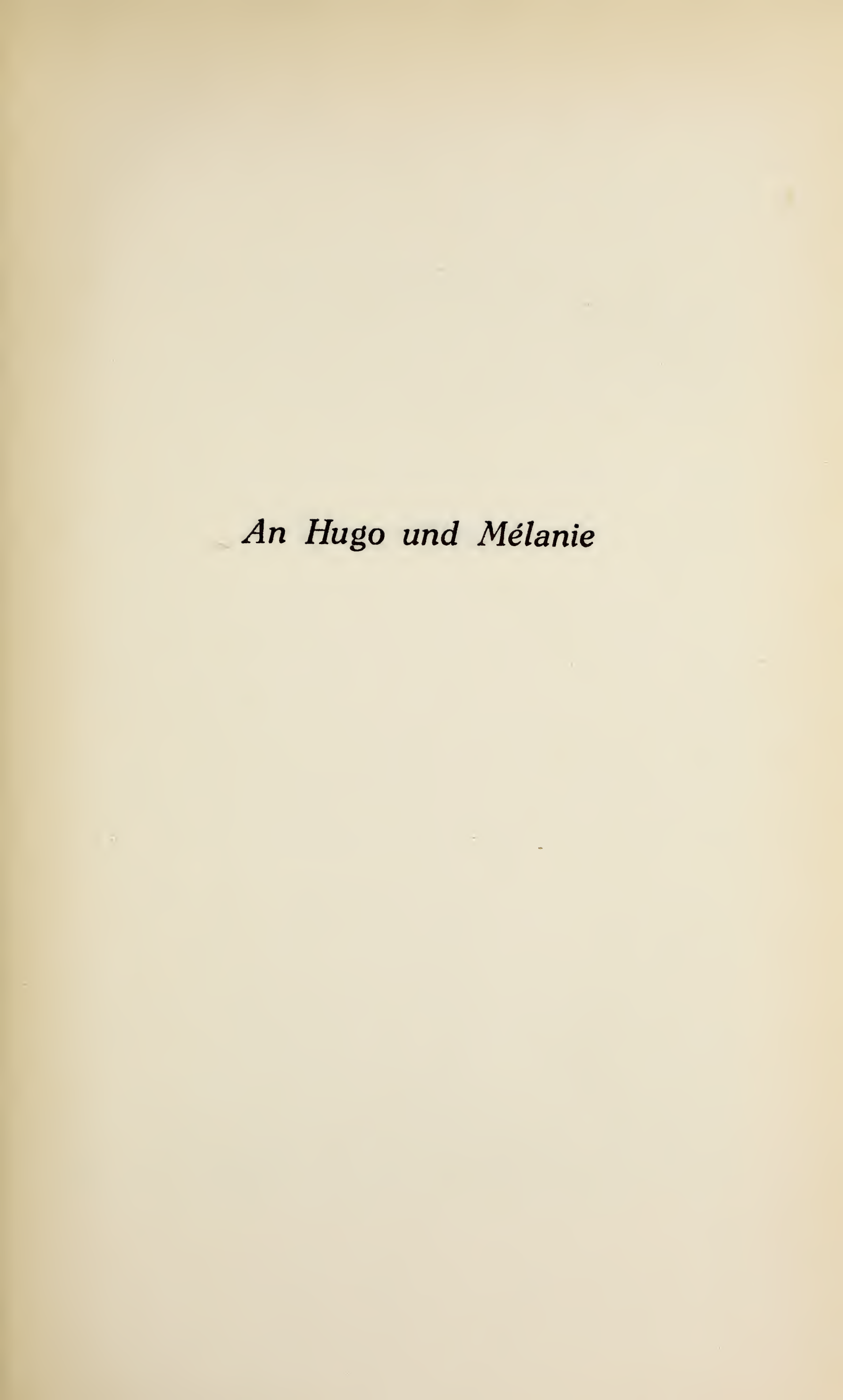
Alexander Reuß

Verlag für Kulturpolitik
Berlin W 50

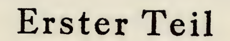
Druck von Friedr. Vieweg & Sohn A.G., Braunschweig
Printed in Germany

„Es gereicht sehr zum Heil den Bürgern
und Städtern, Nachbarn zu haben,
ob es nun Völker oder Fürsten sind,
welche günstig gestimmt sind."

(Aus Wimpfelings „Germania" — Straßburg 1501
im Kapitel: „Von der Freundschaft der Nachbarn".)



An Hugo und Mélanie



Erster Teil



Ja, Hugo, wenn Du gekommen wärest! ...

Wir hatten alles vorbereitet: Dein Zimmer, ein frohes Mahl — und auch die Freundin hätte nicht gefehlt, die an Dich denkt, wenn sie den Parsifal-Auszug vor sich liegen hat und die Finger über die Tasten ihres Flügels gleiten läßt.

Sie kommt alle Tage und fragt, ob keine Nachricht von Dir eingetroffen sei. Wenn ich nicht irre, hat sie Dir einen langen Brief geschrieben, der noch unbeantwortet ist.

Schämst Du Dich nicht, alter Junge, solche Erwartungen zu enttäuschen? Du sollst den Gurnemanz singen, wenn Du kommst, die Sehnsucht des Karfreitagszaubers und das Licht wachsender Tage will um uns sein. Und Du steckst irgendwo in der Ferne, jenseits der Grenze, schreibst selten — und hast doch Sehnsucht nach dem Vaterlande, nach der Heimat, nach Deinen Freunden, nach dem Zusammensein mit mir.

Wie oft schon haben wir empfunden, daß wir nur ein Teil unserer selbst sind, wenn wir nicht zusammenbleiben! Wie hatten wir es uns ausgemalt, ehe wir uns nach dem Weihefestspiel in Bayreuth trennten? Wir waren wie Kinder, die das Leben in der Einsamkeit suchen, weil sie Wunder verspricht, — Wunder, die nur in Märchen und Dichtung begegnen. Wie Kinder, die vom Alter sprechen, das sie nicht kennen. Wir wollten den Rest unserer Tage zusammen verbringen, in einer

Hütte über dem Walde, auf dem Gipfel eines Berges, den die Sonne des Morgens trifft, wenn der Schatten noch in Schluchten liegt und die Nebel über der Ebene brauen. Wir würden die Schriften alter Sänger lesen und auf das Klingen der Worte hören, die zeitlos sind, und würden immer wieder zu Wolfram von Eschenbachs Dichtung greifen. Ich trug sie als Knabe bei mir auf den Wanderungen in die wachsenden Tage im Lenz, lag an lichten Hängen im Buchengehege, las und las. Über mir sangen die Amseln. Ich verstand nicht viel von dem innersten Sinn dieses hehren, bunten Liedes, aber ich fühlte den Zusammenklang von Dichtung und Welt, hörte das Leben der Pflanzen und Tiere und den eigenen Herzschlag in der Tiefe der Gestaltung rauschen, fühlte die Sehnsucht, die nach dem Sinn des Daseins fragt und ihr Sein im Geschehen der Dinge verlieren möchte. Und wollte erlöst sein.

Ja, ich wollte erlöst sein. Doch die Zeit der Antwort war noch nicht gekommen. Der Mai ging vorüber; die Waldblumen begannen sich zu erschließen. Allein die nickenden Blüten, die erst des Nachts tiefe, honigschwere Kelche öffnen und zu duften beginnen, wenn der Mond über den Wipfeln steht, — blieben mir unbekannt. Ich hörte nur einmal, daß tagblinde, graue Nachtfalter in dunkler Sommerschwüle diesem Dufte nachziehen und sich berauschen am Überfluß des Nützlichen, der ihnen zur Schönheit wird und zur Einheit der Dinge in der unbewußten Finsternis. Einzig die Mondstrahlen sehen den schwerfälligen Leib solcher Falter mit kaum bewegten Flügeln vor den offenen Blüten stehen in stiller Luft, und das triebhafte Tun des Geschöpfes wird zur Seele in der Erfüllung des

Gesetzes, das im Sein der Dinge und aller Wesen schlummert.

Das glückliche Tier und die stumme Pflanze forschen nicht nach dem Sinn der Dinge. Aber wir Menschen sind erfüllt von der ewigen Unruhe des Fragen-müssens, werden sündig durch Wissen, – und finden doch nur Erlösung im Streben nach dem Letzten, das uns verborgen ist. Und kommen nie ans Ziel . . .

Darum auch wacht immer wieder in uns der Wunsch und wird die Sehnsucht bewußt, nichts anderes zu tun, als dem Sinn der Dinge und ihrem Ursprung, ihrem Vergehen und ewiger Wiederkunft nachzusinnen, bis wir selbst ins Unbewußte sinken wie Blätter des Herbstes, die sich vom Baume des Lebens lösen, weil sie noch einmal rote, farbenglühende, fragende Flamme wurden vor ihrem Untergang . . .

War es da nur ein kindisches Spiel der Einbildungskraft, daß wir auf dem Gipfel eines Berges sterben wollten, wenn wir Greise geworden und die ewigen Fragen des Lebens stärker werden in der Ahnung des Untergangs?

Wir lächeln über uns und wissen: das Leben läßt uns nicht ruhen, gibt keine Antwort. Aber es schenkt uns die Erinnerung, und aus ihr wachsen die Möglichkeiten der Zukunft. Es schenkt uns die Klarheit unserer Blicke, die die Vergangenheit durchstreifen und die Zukunft suchen, – es spannt über Anfang und Ende den Regenbogen der Erfüllung, unter dem die Bilder unserer Erdenwege liegen. Was vorher war, was nachher kommt – wir wissen es nicht. Nur in der Spanne unseres Lebens weitet sich der Blick bis zu

dem Dämmern der Ferne und in die Ahnung hinein, welche hinter dem Dasein steht.

Wir wissen: nie wird jenes Altern kommen, das uns zusammen in der Höhe über den Menschen findet. Und doch, Hugo, – wenn wir beisammen sind, ist stets eine solche Weihestunde um uns, und wir sehen das Leben klarer als dann, wenn wir uns einzeln im Getriebe des Alltags verlieren.

Es ist schade, daß Du nicht gekommen bist. Ich sitze allein in meinem nächtigen Zimmer und denke, wie es wäre, wenn Du bei mir ständest. Wir würden vielleicht nicht über die großen Fragen des Menschenlebens und die Tiefe der Seele sprechen. Wir würden kleine, hübsche Erinnerungen tauschen, wie wir oft taten in Gesprächen und Briefen. Aber dahinter würde das Bewußtsein glänzen, das uns wie die Sonne erscheint, welche mit ihrem Morgenrot den Berg unserer Hütte trifft, von der wir geträumt, – sie erleuchtet, wenn die Täler im Dunkel liegen und der Nebel über der Ebene braut.

Erinnerungen würden es sein.

„Weißt Du noch ...", würde unsere Rede beginnen. Wir würden plaudern und lachen, denn das Gefühl unserer Tiefe versteht sich auch dann, wenn wir von Lustigem sprechen und den bunten Tag loben, der uns heiter erscheint, weil er vorüber ist und wir nicht mehr unter seiner Berührung keuchen.

Weißt Du noch, wie wir uns kennenlernten? ... Warum steigt mir das Bild des Münsters auf, wenn ich Deiner denke, und warum kann ich mir unser Zusammensein nur vorstellen beim einfachen Mahle, zu-

sammen mit einer Frau, einem Mädchen, wie es damals war, am Abend, als wir uns trafen?

Der Krieg lag über den Landen. Die Stadt war ruhig geworden; nur die Wachen schritten zu zweit durch die Straßen der Festung. Das Wasser in der Tiefe der Uferstaden war schwarz, und die hohen Giebel stachen in die Nacht, als träumten sie und hätten vergessen, daß die Männer in den Bergen sich gegenüberlagen und der Tod aus tausend Schlünden bleckte mit langen, feurigen Zungen und dem Grollen, das ununterbrochen dröhnte mit dem Murren eines unsichtbaren Tieres.

Ich war bedrückt und ziellos. Der Soldatenlärm in den Gaststätten schreckte mich. Das verlassene Schloß des Kardinals lag wie ein Rätsel in der Finsternis, die dunkle Masse des Münsters war wie eine Frage an die kommenden Jahre.

Ich ging in engen Gassen hin und her. Vor dem Hause des lahmen Klavierspielers blieb ich stehen. Seine Fenster waren unerhellt, hinter den Scheiben klang leises Spiel: Beethovens pathetische Sonate.

Mir hätte es wohlgetan, dieser Musik in jenem Zimmer zu lauschen, das in einem der oberen Stockwerke lag. Zögernd versuchte ich das Haustor zu öffnen. Es war nicht verschlossen. Die breite alte Treppe mit dem geschnitzten Geländer war schwach beleuchtet.

Eine Weile dauerte es, ehe ich mich an den Türen zurechtfand. Schließlich erkannte ich das Zimmer des Klavierspielers an der Polsterung, welche als Schalldämpfer eingebaut war. Kein Laut drang zu mir in die Dämmerung. – Als ich aber den Riegel gelockert hatte, quollen mir die feierlichen Töne des Adagio entgegen,

das in seiner getragenen Bewegung wie Offenbarung auf die Fragen des Eingangssatzes dieser Sonate antwortet.

Ich trat ein. Niemand regte sich. – Ich schloß die Doppeltür leise, glitt auf einen Stuhl, den ich vor dem Tisch ertastete. Sehen konnte ich niemand. Die Akkorde fluteten aus dem Winkel neben dem Fenster.

Das Adagio verklang, die perlend aufsteigende Melodie des letzten Satzes drang zu mir herüber. – Ich lauschte still. In mir war nichts als die Entspannung des Ungewissen im Ja-sagen dieser Töne, die immer erneut aufwallen, die unausgesprochene Frage wiederholen, in Dur und Moll dahingleiten, alles Dauernde in bewegte Form verwandeln und der Leere der Begriffe „Raum und Zeit“ die Erfülltheit des harmonischen Gedankens entgegensetzen, daß strebender Wille und Gefühlstiefe in bebender Erregung sich die Waage halten.

Als das Spiel schwieg, hatte ich vergessen, daß ich in diese feierliche Erfülltheit der Zeit und in dies andächtige Gebet gestalteter Kunst eingedrungen war, ohne zu fragen und mich bemerkbar zu machen. Es war mit dem Aufhören der Musik ganz still geworden, und ich schrak zusammen, als nach langem Schweigen aus dem anderen Winkel des Zimmers eine weiche Mädchenstimme unvermittelt sagte: „Ich fühle, daß heute noch Besuch kommen wird. Ich weiß nicht wer. Aber ich meine, es müsse ein Mensch sein, der freundliche Heiterkeit oder gar eine Freude zu uns bringt . . .“

„Mir war, als sei vorhin die Tür aufgegangen“, erwiderte der Klavierspieler. Er stand auf, tastete einen Augenblick an der Wand und entzündete das Licht, das mir mit vollem Strahl ins Gesicht fiel.

Als ich mich an die Helligkeit gewöhnt hatte, sah ich die Augen des Musikers und eines jungen Mädchens in blauseidenem Kleid verwundert auf mich gerichtet. Sie standen in der Nähe des Flügels und warteten. – Ich hatte mich gleichfalls erhoben und war verlegen, aber ich hatte keine Furcht.

„Ich hoffe", begann ich, „Ihr Wunsch sei durch meine Anwesenheit erfüllt. Verzeihung, Lucien, daß ich wie der Dieb in der Nacht hier eintrete. Ich hörte spielen, als ich vorüberging, und bin den Tönen nachgegangen wie die Biene, die Honig wittert. Darf ich bleiben?" –

Meine Blicke waren auf das junge Mädchen gerichtet. Sie lächelte. In dem schmalen Gesicht standen dunkle, veilchenfarbene Augen, die über mich hinwegschauten, als bemerkten sie mich kaum. Die schwarzen Haare ließen die schmale Stirn weiß erscheinen, als spiegle sich das Licht der Lampe im Alabaster eines Bildwerkes, in dem nur der blühende, halbgeöffnete Mund rot von jungem Leben ist.

„Wie der Gott im griechischen Spiel!" meinte der Klavierspieler spottend.

„Ich möchte gewißlich nicht stören", versetzte ich verlegen und wandte mich zum Gehen. Aber die Tür ward aufgerissen, ehe ich sie erreicht hatte, und Du stürztest herein, Hugo, bliebst auf der Schwelle stehen, eiltest dann an mir vorüber.

Da wurde das blasse Mädchen, das noch eben wie ein Standbild aus lebendigem Marmor neben dem Flügel verweilte, von innerem Feuer durchglüht. Ihre Wangen röteten sich, die Flügel des edlen Näschens bebten, ihre Arme hoben sich. Sie trat einige Schritte

vor, und es war, als schwimme sie mit ausgebreiteten Händen im Licht. Dann drang ein Laut aus ihrem Munde, ein Seufzer der Erlösung, und sie umfing Dich, getragen von einer Welle des Glücks und der lieblichsten Freude.

Abermals wollte ich gehen. Doch der Klavierspieler war an mich herangetreten und hielt meinen Arm. „Das ist Hugo", flüsterte er, „von dem ich erzählt habe. Bleiben Sie. Wir wollen den Abend zusammen verbringen, wie er sich aus Ihrem und diesem unerwarteten Besuch ergibt." – Er warf einen schnellen Blick auf den Neuangekommenen, und ich folgte der Richtung seiner Augen... Noch immer hielt das Mädchen im blauen Kleid Dich umfangen; sie schaute in Deine Augen und schmiegte sich an Dich, als habe sie alles vergessen, was um sie war.

Aber wie anders sahest Du aus als heute. Der feldgraue Waffenrock hatte Dir die Verkleidung zur Pflicht gemacht, die Dir jetzt zum zweiten Leben wird, wenn Du auf der Bühne stehst und den Rocco oder Sarastro singst. Ich habe seit jener Begegnung erfahren, welche innere geistige Einheit all Deinen Proteus-Formen innewohnt, – und wir sind Freunde geworden in jener Nacht – im Zimmer des Klavierspielers, unter dem hellen Licht vielkerziger Lampen beim einfachen Mahle, das von dem schönen Mädchen auf die weiße Tischdecke gestellt wurde, in deren Mitte eine Schale mit roten Rosen stand und goldener Wein in hellen Gläsern funkelte.

Wir sprachen vom Kriege, der draußen an den Grenzen brandete, dessen Grollen wir in den Lüften hörten. Dein Lächeln verschwand; eine Falte stand

zwischen Deinen Augenbrauen. – Du warst als untauglich entlassen worden, solltest Dich in der Heimat betätigen. Doch es war eine Lust, Dir zuzuhören, wie Du als Freiwilliger hinausgezogen warst in das Ausbildungslager – trotz Deiner schlechten Augen, welche jetzt die Ursache wurden, daß man Dich zurückschickte in die Heimat.

Du und Deine Freunde – Ihr waret Schüler des Konservatoriums. Die ganze Opernklasse bewarb sich um den freiwilligen Heeresdienst. Du mit ihnen. Der untersuchende Arzt nahm es nicht genau mit der Ausmusterung, und Du konntest ihm Deine Kurzsichtigkeit verbergen, die so stark ist, daß Du Dinge und Menschen in einiger Entfernung nicht erkennst.

Ihr bliebt zusammen während der nächsten Wochen, Elsässer und „Schwaben", wie der Alemanne des überrheinischen Landes alle Andersstämmigen nennt, – und wurdet ausgebildet für den Krieg an der Front. Alles ging gut, bis die Schießübungen kamen. Da half kein Zuflüstern der Kameraden über die Zielrichtung. Du sahest die Scheibe nicht und hattest den Zorn des Feldwebels zu überstehen, der an Drückebergerei glaubte, und das Mitleid des Arztes, der zur neuerlichen Untersuchung herangerufen wurde.

Du mußtest Abschied nehmen, und Tränen standen Dir in den Augen, nicht für das Vaterland leben und ihm das Opfer des Todes bringen zu dürfen. Die Meinungen der Freunde waren geteilt. Walter, der angehende Tonsetzer, schmähte den Krieg, der nicht nur die Bahnen aller Entwicklung zerreiße, sondern auch die Verbundenheit der Lebenden, der Freunde, die zum gemeinsamen Opfer bereit sind . . .

Auch wir redeten von dem Recht der Völker zum Krieg. Blanche – so hieß das schöne Mädchen, das Dich nicht aus den Augen ließ an diesem Abend unserer ersten Bekanntschaft – wurde rot vor Erregung und sprach bewegt, ja leidenschaftlich von dem Unrecht der Staaten, die ein höheres Menschentum und das „Du sollst nicht töten!" anerkennen müßten, damit Recht und Gerechtigkeit dort entscheiden, wo die Gegensätze der Nationen nach äußersten Mitteln verlangen.

Der Klavierspieler war still und schaute vor sich hin. Er drehte das Weinglas zwischen den schlanken Fingern.

Du aber, Hugo, und ich – wir kamen ins Sinnieren, wie wir es von da an nie wieder lassen konnten. Du warest mir zugetan, als ich sagte:

„Wir Menschen stehen zwischen dem Gesetz, welchem Tiere und Pflanzen in ihrer Entwicklung folgen, und zwischen dem Geiste, der diese Gesetze bestimmt."

„Aber nicht einmal das wilde Tier vernichtet die Art, die eigene Sippe", warf Blanche ein, „der Wolf zerreißt nicht den Wolf, der Löwe frißt nicht seinesgleichen."

„Nur um der Liebe willen kämpfen die Männchen gegeneinander", fügte der Klavierspieler aufwachend hinzu.

„Es zeigt", sagtest Du, „wie weit wir vom Tiere entfernt sind, und wie falsch der Weg derer ist, die uns beweisen wollen, wir seien nichts als höhere Tiere."

Ich schaute auf Dich und fühlte, wie wir gemeinsam strebten. Und Du nicktest, als ich fortfuhr:

„Nicht dem Kampf der Tiere untereinander ist der Krieg der Menschen vergleichbar, der die Männer hin-

ausführt zum freien Tod für ein zukunftssicheres Vaterland. Wir streben nach Ewigkeit. Das Verlangen nach Erhaltung der Art durch Opfertod der Einzelnen ist ein heiliger Trieb, wie es die Liebe der Frau zum Manne ist, und die Leidenschaft des Jünglings für ein Mädchen, die sich in ihrer Eigenart vergessen, um sich einander hinzugeben, sich zu erneuern und zu erhalten in der ununterbrochenen Kette des Lebens. Sie opfern sich einander und tun unüberlegte, wenn auch zweckhafte Dinge, deren Ziel sie nicht kennen, vielleicht nicht einmal wollen, die sie aber tun müssen unter der Macht kommender Geschlechter. – Der Krieg ist einem ähnlichen Gesetze entsprungen. Er wünscht die Erhaltung der Art, wenn auch der Tüchtigste und Stärkste das Leben opfern muß für die Gemeinschaft der Kommenden. Kriege steigen wie der Sturm aus Strömungen der Schichten, welche das Ganze bilden. Wie es im Wandel der Natur stets warme und kalte Luftmassen geben muß, die einander anziehen und zu einander streben, bis an einer fernen Stelle – vielleicht Tausende von Meilen entfernt – der Sturm ensteht und alle Natur entfesselt wird, so daß sie den Aufbau ihrer stillen Gesetze vergißt und einem neuen, stärkeren Willen dient – so ist der Krieg unvermeidlich, wenn die Strebungen in Menschen und Menschendingen – sei es auch am entferntesten Blickfeld der Erde – ineinanderfließen und die Seele der Völker erregen ..."

Wir sprachen lange und hofften, daß uns die anderen verstehen möchten, wie wir uns verstanden. In der Tat schien Blanche sich überzeugen zu lassen. Ihre Blicke gingen zwischen uns hin und her. Nur der Klavierspieler widersprach, wurde lebhaft und wies auf

das Elend der Länder hin, die zwischen den Kriegführenden liegen und Jahrhunderte hindurch zerrissen sind von der Feindschaft der Mächtigen.

„Es ist schwer, die Menschen zur gleichen Meinung zu überzeugen", erwidertest Du. „Es wird stets Anhänger einer Friedensbewegung geben, die das Geschehen auf Erden als Einzelwesen betrachten, – und Volksverbundene, welche ihr Schicksal in der Gemeinschaft verwurzelt wissen. Diese fühlen, daß sie der Familie, der Heimat, dem Vaterlande und Volk gehören."

„Aber warum gibt es eine Grenze, wenn dieser Aufstieg von der kleinsten Gemeinschaft zur größten gegeben ist?" fragte Blanche nachdenklich. „Ist vom Volke nicht der Schritt notwendig zur Menschheit, nachdem alle Kultur das Menschentum seit Jahrhunderten auf ihre Fahnen geschrieben hat?" –

„Und mit der Kultur jene Religion", fügte der Klavierspieler ernst werdend hinzu, „die das Abendland beherrscht und die Welt zu umfassen sucht; die Religion, welche sagt: Jeder Mensch ist euer Nächster! Liebet eure Feinde! Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst!"

„Was den Schritt von den Nationen zur Menschheit anlangt", erwiderte ich, „so wird er erst dann notwendig und möglich, wenn wir starke, glückliche Völker in gesunder Gestaltung sehen. Wer krank ist in der eigenen Entwicklung, der wird im Körper der Menschheit nicht nützlich sein. Vielleicht kommt einstmals der Tag, da sich die starken, gesunden und eigenwüchsigen Völker zusammenschließen. Solange die Nationen aber noch nicht ausgereift und wach ge-

worden sind für ihre Bedeutung im Ganzen, solange sind jene Gegensätze vorhanden, die Menschentum und Menschheit nicht in eins strömen lassen und die Möglichkeit der Feindschaft ebenso in sich tragen, wie Kampf in dem Willen jener Friedenslehre liegt, die die Menschenliebe nicht selten mit Feuer und Schwert verteidigte oder zu fremden Völkern trug ..."

Der Klavierspieler brachte die Unterhaltung in andere Bahnen.

„Wir schwatzen und reden", sagte er, „und verlieren darüber die Zeit, die uns so kurz zugemessen ist. Blanche muß zur Bahn. Und der Wein wird warm in den Gläsern."

„Vielleicht hast Du recht, Lucien", meintest Du. „Spiele, alter Querkopf. Am Flügel bist Du besser als in der Rede, die nach den Ufern großer geistiger Bewegung drängt." –

Und Lucien ging zum Flügel. Seine Hände glitten im freien Spiel über die Tasten, bis eine immer wiederkehrende Melodie leuchtend aufstieg wie fernes Locken und Singen.

„Du willst verreisen?" fragtest Du das schöne Mädchen an Deiner Seite.

Blanche schaute Dich an. Ihre Augen wurden noch dunkler, ihre Hände glitten unruhig auf dem weißen Tischtuch hin und her. Sie nickte und flüsterte, daß ich es kaum hören konnte: „Ich reise nach Hamburg ..."

Du erschrakst und griffst nach ihrer Hand. Doch sie lächelte und erzählte, die Kriegsindustrie habe sie mit anderen Elsässerinnen angefordert, und sie habe

sich nicht geweigert in dieser Zeit, in der auch die Frauen zum Opfer bereit sein müßten. „Tausende und aber Tausende von Müttern haben ihre Söhne verloren, die menschenmordende Front hat ebenso vielen Frauen und Bräuten den Gatten oder Geliebten entrissen. Drum frage ich nicht, warum all dies sein muß, sondern ich folge dem Ruf, der mich fordert. Was an Zweifeln und Widerstand in meiner Seele gehäuft war, das hat dieser Abend geklärt. Ich bin dankbar für ihn.“ – Sie richtete ihre dunklen Augen voll auf mich. Dann erhob sie sich und trat an den Flügel. Der Klavierspieler hob aus gebrochenen Akkorden eine Melodie heraus, und Blanche begann mit ihrer weichen Stimme zu singen. Du aber tratest neben sie, und euer Zwiegesang klang auf:

Hugo: Lebt wohl, ihr grünen Weiden,
du Wald und weites Land!
Geliebte, ich muß scheiden!
Komm, reiche mir die Hand!
Ich gehe in die Ferne.
Kein Herz wird mich verstehn,
und nur die hellen Sterne,
werd' ich wie heute sehn.

Blanche: Wenn dort aus blauem Süden
der Wind dich sanft umfängt,
dann weißt du, daß in Frieden
die Heimat an dich denkt.
Dann weiß ich, daß der Knabe,
der nun im Kriege weilt,
im Kampf, im Sturm, im Grabe
sein Leben mit mir teilt.

Hugo: Und gibst du ihm das Deine?
und denkst du wohl an mich?

Blanche: Ich bin, ich bin die Deine!
Ich bleib' und liebe dich!

Beide: Du gehst mir nie verloren,
kehrst du auch nie zu mir!
Denn du hast neu geboren
dein Land: drum bleibst du mir!
Wenn uns aus Nord und Süden
der Windhauch weich umfängt:
dann weiß ich, daß im Frieden
die Heimat an uns denkt! –

Erinnerst Du Dich, wie wir damals Abschied nahmen von der kleinen Blanche, die in die Ferne ging, – in eine Ferne, mit der sie sich verbunden fühlte als ein Glied der Gemeinschaft, die in Gefahr war unterzugehen und zerrissen zu werden im Ringen der Völker, über welche der Krieg gekommen war wie die Welle des Meeres, dessen erhabener Stille sie noch eben gelauscht und dessen Größe sie nicht gefühlt hatten.

... Wenn Du gekommen wärest, Hugo, wir hätten mehr hiervon gesprochen. So aber sinne ich allein und blicke auf den Morgen, der vor den Fenstern graut.

* * *

Ah, liebe Mélanie, – Hugo hat Ihnen meinen Brief gezeigt? Es steht nichts darin, was Sie nicht wissen dürfen ... Und ich soll Ihnen mehr von jener Zeit erzählen, in der ich Hugo kennenlernte? Auch dem steht nichts im Wege. – Hören Sie:

... Wir trafen uns am Tage nach Blanches Abschied in der Siedlung am Rande des Rheinwaldes und suchten eine Wohnung für Hugo.

Es ist nicht leicht zu sagen, wie wir auf den tollen Einfall kamen, ihm ein ganzes Haus zu mieten. Kein Riesenhaus natürlich. Die gab es im Stockfeld nicht. Aber eine jener kleinen, gutgemeinten Wohnungen, die aus einem Zimmer und der Küche im Erdgeschoß, aus Schlaf- und Wohnraum im Oberstock bestehen.

Wer den Haushalt führen sollte? Ja, fragen Sie nur! Das wußten wir nicht und dachten auch nicht daran, als uns im Verwaltungsgebäude gesagt wurde: in der Straße mit den jungen Kastanienbäumen nebenan sei Ducroix' Häuschen frei.

Ducroix' Häuschen! – Ja, ob es denn diesen Leuten gehöre? –

Nein, nicht mehr. Man müsse nur nachschauen, ob es geräumt sei. Das Fräulein schräg gegenüber werde sich um diese Dinge kümmern.

„Ist denn Herr Ducroix noch nicht ausgezogen?" –

„Nein, nicht eigentlich." Man müsse auch sehen, ob der Stall im Garten verschlossen sei und ob festgestellt werden könne, wer das Gemüse auf den Beeten hinter dem Hause ernten solle. Im anderen Falle könne Hugo alles übernehmen ...

Wir schüttelten die Köpfe: „Und Herr und Frau Ducroix?"

Der Verwalter lächelte. „Drüben in Frankreich." – Er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach Westen, wo die Vogesen lagen und leiser Geschützdonner brummte. „Ein paar Tage vor Ausbruch des

Krieges geflüchtet. Französischer Staatsangehöriger. Frau und Kind hat er mitgenommen. Das Fräulein schräg gegenüber hat den Schlüssel. Miete ist nicht mehr bezahlt worden; wir können die Wohnung nicht leer stehen lassen."

Sollten wir dies verlassene Nest anschauen? Wir hatten wenig Lust, uns in die vier Wände eines Unglücklichen einzudrängen.

„Greifen Sie zu", ermunterte der Mann am Schreibtisch. „Schauen Sie die Gelegenheit wenigstens an. Denken Sie an den Garten, der größer ist als bei vielen anderen Siedlungshäusern, und an den Stall. Sie können ein, nein drei Schweine halten; Sie werden Stallhasen züchten – oder eine Kuh einstellen. Das Futter wächst an den Wegrändern umsonst, und die Heeresverwaltung zahlt Zuschüsse für jeden Tierhalter, der Milch abliefert. Sonst sind Sie vielleicht auch mit einer Ziege zufrieden"...

Hugo und ich schauten uns an. – Uns liege an diesen Dingen weniger, meinten wir. Und mußten nicht nur über den Verwalter und seinen Redeschwall lachen, sondern auch über das „wir" in all unseren Abmachungen. Es klang, als wollten wir gemeinsam in das Häuschen ziehen, da nach der Versicherung des Beamten dieses die einzige Wohnung sozusagen sei, die augenblicklich innerhalb der Festungswälle frei war.

Wir folgten ihm über die Straße. In geringer Entfernung lag Wald und davor die Reihen der Siedlungshäuser, in denen die bunteste Bevölkerung untergebracht war, die ich je gesehen habe. Wenig Männer auf den Straßen. Die standen im Kriege. Schmutzige und dann wieder geputzte Frauen, Soldaten vom

Rekrutendepot, die noch in der Ausbildung waren, Kinder – eine Unzahl von Kindern. Lumpige kleine Mädchen und Jungen.

Das „Fräulein schräg gegenüber“ erschrak, als wir den Schlüssel der Ducroix’ verlangten. Sie schloß eilig die Tür ihres Wohnzimmers vor unseren Blicken, in dem irgendwo eine blauweißrote Decke ausgebreitet war.

„Etes-vous Française?“ fragte ich leise, als sie mit mir über den Weg schritt, während Hugo und der Verwalter schon an der Tür des kleinen Hauses warteten. Und ich fügte einige französische Worte hinzu.

Das nicht mehr ganz junge Mädchen schaute mich glücklich, aber verständnislos an. Die verstand kein Französisch.

„Sie meinen die Decke?“ fragte sie lächelnd und blickte sich gleichwohl ängstlich um, ob niemand uns höre. Es ist ein Andenken an meinen Vater, der in Algier gedient hat.“

„Fremdenlegionär?“

Die Stirn der kleinen Dame umwölkte sich, ihr Mund zog höhnische Winkel. „Nein“, versetzte sie stolz; „bei den Kolonialtruppen – regulär – als wir Franzosen waren. Vor 1870 – wissen Sie! Es war die schönste Zeit seines Lebens.“

„Und doch verstehen Sie kein Französisch?“ antwortete ich lachend.

Die Elsässerin wurde rot und schwieg. Wir waren vor dem Häuschen angelangt. Hugo und der Verwalter standen im Vorgärtchen, in dem die Rosen blühten, – tiefrote und weiße Rosen, – und eine

Klettergeschlinge mit gelben Blüten um den Eingang unter dem Vordach, neben dem ein kleines Fenster lugte.

Ich habe nie einen solch traurigen Anblick gesehen, wenn ich eine Wohnung betrat, wie damals. Im engen Hausgang standen halbgefüllte Reisekörbe mit Kleidern und Wäsche, im winzigen Eßzimmer klafften die Türen des Büfetts offen, aus den Schubladen waren die Bestecke genommen, – vielleicht das einzige Silber der Ducroix'; ein paar Teller und Tassen aus gutem Porzellan lagen zerbrochen am Erdboden.

In der Küche starrte alles Geschirr von Schmutz. Auf ungespülte Töpfe und Pfannen mit Fett hatte sich eine Staubschicht gelegt. Fliegen bedeckten die Gegenstände, Fliegen summten im offenstehenden Buttergefäß, Fliegen flohen bei unserem Eintritt gegen schmierig gewordene Fensterscheiben, hinein in das Netz einer Spinne, die lange Fäden von Vorhang zu Vorhang spann. Auf dem Tisch in der Mitte klebten getrocknete Kartoffelschalen und lag ein Messer im schwarzen Griff.

„Das Bad ist im Keller", erklärte der Verwalter. Aber wir hatten keine Lust hinabzusteigen. Wir stapften die Treppe empor. Ungemachte Betten im Schlafzimmer, das nach der Straße ausschaute, – aufgerissene Kleiderschränke und ein Wust von Gegenständen in allen Ecken, auf Stühlen, auf den Dielen. Nur das Wohnzimmer stand unberührt, als seien Herr und Frau Ducroix eben erst ausgegangen und hätten dem Kinde befohlen, nichts anzurühren. In der Vitrine, dem Sofa und Eichentisch gegenüber, standen Vasen und Andenken. Auf einem silbernen Teller lag ein

winziges Stückchen Brot, hart, zu Stein geworden im Laufe von beinahe einem halben Jahrhundert.

„Was ist das?“ fragte Hugo und beugte sich nieder, um die eingetrocknete Krume besser sehen zu können.

Das Fräulein, das den Schlüssel der Ducroix’ in Händen hielt, wurde wieder rot und schwieg eine Weile. Dann richtete sie sich stolz auf und sagte: „Das ist ein Stückchen Brot, welches die Belagerung von Paris und den Hunger der Hauptstadt überdauert hat.“

Der Verwalter schielte uns an. Er schüttelte mißbilligend den Kopf, winkte der kleinen Dame zu schweigen und murrte schmunzelnd: „Besser hätten die Pariser es gegessen; denn Hunger tut weh.“

Aber der Blick der Elsässerin lag innig und bewundernd auf der Vitrine, und ihre Hand glitt streichelnd über den Samt des Sessels, der unter einem großen Bilde der Kirche von Notre-Dame stand.

Hugo zog die Vorhänge zurück und öffnete das Fenster. Unten lag der Garten mit den Gemüsebeeten, von Unkraut überwuchert. Davor eine Nelkenrabatte mit roten, brennenden Blüten – Johannisbeerbüsche neben den Wegen, und am Stalle bei der Gartentür eine Weinrebe, welche ihre Ranken über das dürftige Dach gelegt hatte, als wolle sie es sorglich beschützen. – Der Wald sprang an dieser Seite der Siedlung zurück, reifende Getreidefelder wallten unter einer Wolke gelben Blütenstaubs; in der Ferne ragte die Mühle und der Hof mit großen Dächern. Dort mußte der „Krumme Rhein“ fließen. Über dem Wald standen ferne Berge, über den Bergen zitterte blaue Luft, zogen weiße Wolken im Sommerwind.

„Wollen Sie mieten?“ fragte die Stimme des Verwalters hinter uns.

Wir drehten uns um. Die ungeräumte Wohnung lag in hellem Licht.

„Es wird alles fortgeschafft“, sagte der Mann. „Dies Fräulein sorgt sogar für die Säuberung.“

Aber wir hatten keine Lust, die Erbschaft des Herrn Ducroix anzutreten. – Wir wollten es uns überlegen, sagten wir. Wir würden wiederkommen, – und gingen hinaus in den Wald, bis wir auf der Brücke am Napoleons-Rhein standen und die Wildenten beobachteten, die von einer Insel aufflogen, wieder einfielen und im Wasser mit einer Schar von Jungen schwammen.

„Ist das seltsam und traurig“, sagte Hugo nach langem Schweigen. „Dies Land an der Grenze ist unglücklich und zerrissen. Ist es möglich: da wohnt ein Franzose, der sein Leben lang deutsch zu sprechen gewillt war, in dem kleinen Haus an der Straße, – und gegenüber haust das Fräulein, das französisch sein möchte, ohne ein Wort der fremden Sprache zu verstehen, und ist stolz auf den Vater, der im fernen Algier Soldat gewesen ist, bereit, für die Regierung in Paris zu sterben und sein Blut für die zu vergießen, die seit Jahrhunderten nach seiner Heimat griffen. Vielleicht hat auch Herr Ducroix unser Land und den Rhein geliebt, und es ist ihm schwer geworden, zurückzugehen über die Berge, die seit je die Grenze sind.“

„Berge und Ströme“, erwiderte ich, „sind schlechte Grenzen. Sie reizen die Menschen, die jenseits und diesseits wohnen, zum Überschreiten. Ein Gesetz aber, das so willkürlich gegeben ist, beseitigt man leicht.

Der nächste Bach, der entferntere Gebirgskamm sind eine neue Grenze. Sie läßt sich nach vorn und rückwärts verschieben, wie es die Macht und der Zufall will. Berge und Land locken die Begehrlichkeit der Nachbarn. Und jener, der einst den Wunsch nach dem Rhein seinem Volke als ungeschriebenes Testament hinterließ, hat mehr Unglück über Europa gebracht, als irgendein Mensch ahnen konnte. Er hat den Sinn seiner großen Nation nicht erkannt."

Hugo antwortete: „Wie aber sollen die Menschen, die hier zwischen Strom und Gebirge sitzen, ihren Sinn und ihr Recht erkennen, wenn sie sich entscheiden wollen, wem sie dem inneren Wesen nach angehören können?"

Ich: „Das Wesen der Völker ist Blut und Boden. Aus Blut und Boden in tiefer Verwurzelung steigt der Geist. Ausdruck solchen Geistes der Völker und das Bewußtwerden ihrer Art aber ist Sprache und Mutterlaut."

Hugo dachte nach. „Ist nicht allgemach fremder Laut und damit fremde Art in das Elsaß gezogen, in das Land, das schon von den Franken im Norden der Gau der Außensitzenden, der Gefährdeten genannt wurde? Alemannisches Blut hat sich vielleicht allmählich gewandelt, oder das unterdrückte Blut der vorher hier seßhaften Sequaner, der Rauriker und anderer Gallier ist wieder wach geworden. Oder haben sich die Kelten, die einst von germanischen Siedlern in die Berge gedrängt wurden, aufs neue herabgewagt in die Ebene, und ist es ihr Blut, das nach dem Zusammenhang mit dem Westen verlangt? Ist das alemannische Blut nicht schwach geworden durch solche

Vorgänge, die sich in der Tiefe abspielen und welche den Krieg nicht rechtfertigen, den wir um diesen Teil des deutschen Stammes führen?“

„Nicht im Dunkeln und im Unbewußten scheint mir die Gegenwart dieser Menschen zu liegen. Aber auch nicht im klaren Sonnenlicht der Erkenntnis. Das ist das Unglück des Elsaß. Drüben sieht man den Rhein als Grenze, als Wunsch und Traumbild einer großen Bewegung, und zwischen Rhein und Gebirge hat man nicht klar erkannt, wo die wahre Grenze und die unbestreitbare Scheide zwischen den Völkern liegt. Und doch darf niemand unsicher sein in diesen Dingen. Auch unsere Väter und die Väter der Brüder im Westen haben sich einst diese Frage gestellt, als sie unsicher wurden unter der Willkür der Kriege und dauernder Wanderung. Brüder sage ich; denn wie am unteren Rhein, an Mosel und Saar hat sich das Volk der Franken im weiten Umkreis mit romanisierten Galliern vermischt zu einer neuen Einheit, die ein Bleibendes geworden ist. Aber das Bewußtsein all dieser Gruppen hat nie gezweifelt, ob sie nach Osten oder Westen zählen. Sie haben dem Gesetz der Sprache gehorcht, und obwohl von gleicher Blutmischung, hat doch hier die germanische, dort die romanische Welle gesiegt, das Bewußtsein der Deutschen wie der Franzosen ließ hier den germanischen Urlaut, dort die lateinische Tochtersprache erklingen. So war es seit tausend Jahren. Unsere Väter wußten, als sie zum ewigen Eide schritten: Sprachgrenze ist Landesgrenze. Erst wenn sich diese Grenzen verschieben, die nicht willkürlich, sondern blutgebunden sind, kann man von einem Erwachen jenes Bewußtseins und von Veränderung der

Art sprechen, von der Wiederkunft oder dem Auftauchen jener Tiefen, die im toten Galliertum oder im verspritzten und aufgeimpften Römerblut noch kauern.“

Hugo ging eifrig auf meinen Gedankengang ein: „Dann aber würde noch immer etwas anderes entstehen“, fuhr er fort, „als jene französische Bevölkerung jenseits der Berge oder in Lothringen. Denn wir sind keine Franken, und eine alemannisch-keltisch-römische Mischung läßt sicherlich einzig die Têtes-carées entstehen, von denen man in Frankreich vor dem siebziger Krieg sprach, wenn man den Elsässer meinte.“

Und wir waren einig und wünschten, daß das Bewußtsein dieses Stammes und sein sprachliches Empfinden nicht irregehen möge, damit nicht sein Irrweg zu Unglück und ewigem Krieg führe. –

Über den Vogesen donnerten die Kanonen. – Wir wandten den Blick zum Odilienberg, der über der Ebene liegt, und unsere Herzen klopften unter dem Druck der Gefahr und der Möglichkeit eines Irrtums der Entscheidung.

* * *

Ich will von Hugo und dem kleinen Haus im Stockfeld erzählen.

Er hat es doch gemietet, nachdem die Dame aus der Breitlachstraße den Hausrat der Ducroix’ auf ihren Speicher überführt hatte. Sie stand inmitten einer Schar von Putzfrauen, die eine Sintflut über Treppe und Dielen ausgossen.

Wir aber suchten inzwischen anderwärts nach einer Wohnung. In der inneren Stadt, an den gedeckten Brücken, in der Kinderspielgasse, der Blauwolkengasse,

am Roseneck und in der Ruprechtsau ... Einzelzimmer hier, eine düstere Wohnung in „Klein-Frankreich", wo es nach Lohe und Leder roch ... Der Verwalter hatte recht: wir mußten zu ihm zurück und mieteten das Haus.

Das „Fräulein schräg gegenüber" gab uns den Schlüssel. In den Stuben roch es nach Seife; die Schritte klangen hohl von kahlen Wänden.

Sie werden diesen Brief Hugo zeigen, nicht wahr, Mélanie?

Weißt Du noch, Hugo, wie wir das Häuschen ausstatteten? Möbel aus dem Abzahlungsgeschäft – ein Bett aus einer Rumpelkammer – ein alter großer Tisch als Kücheneinrichtung, auf dem ein paar Töpfe ein beschauliches Leben führten.

Doch das Prunk- und Ausstattungsstück Deiner Villa war das Klavier. Der kleine Mechaniker aus der Nachtigallenstraße, welcher zugleich Stimmer war, ging uns zur Hand. Zu dritt mieteten wir den Kasten in einem Geschäft, drei Wegstunden von Deinem Hause entfernt. Wir zogen die ältesten Kleider an, die wir hatten. Man lud das Instrument auf einen Stoßkarren: der Stimmer zog, Du und ich schoben, – schwitzend, keuchend – drei Stunden lang.

Ah, wie waren wir erfinderisch! Wir suchten die beste Verteilung des Schwergewichts auf dem Wagen, wir listeten der Straße die geeignetste Fahrbahn ab – und waren glücklich, wenn wir in den Schienen der Elektrischen schnell und sicher weiterrollen konnten, bis uns das Geklingel des neuzeitlichen Rivalen und das Schimpfen der Schaffnerin aus der Bahn vertrieb.

Eine athletische Tat, dieser Umzug zum Wald! Er wurde gekrönt durch eine unerhörte Leistung unserer verbrauchten Kraft, als wir das Klavier die Treppe hinaufschleppten. Mein Gott! Was Menschenknochen nicht alles aushalten! Ziehend, drückend, hebend, stemmend lupften wir drei das Ungetüm, das in seinem Bauche die Möglichkeiten eines Schubert und Chopin trug. Wir vervielfältigten uns gewissermaßen an der Biegung der Stiege. Wir ächzten, und das Klavier ächzte mit. Es stieg und stieg – widerwillig wie die zur Kultur gezwungene Unterschicht der Neuzeit. Aber es bewegte sich doch, ja, es schwebte die letzten Stufen in einer Anwandlung von Einverständnis und stand schließlich stumm in Deinem „Musikzimmer" neben einem Stuhl, auf dem ein Heft mit den sechzehn Walzern von Brahms schimmerte. Der Band hatte einen rotweißen Deckel... ich weiß es genau, Hugo.

Wir scherzten ein wenig. „Noch nie haben sich die Elsässer so gut mit den Mischlingen und den Schwaben vertragen", sagte der Stimmer, der Vollblut-Alemanne war. Er meinte mit den anderen Dich, Hugo, und mich. Dann aber spürte er plötzlich Schmerzen im Kreuz und hinkte hinaus.

Du legtest Dich in das alte Bett. Wir waren acht Tage krank von der ungewohnten Anstrengung, die unsere Muskeln und Nerven zerrissen hatte. Aber wir wollten uns in Zukunft zu Heroen entwickeln. Wir würden den Garten umgraben, – und der Gedanke an die Kuh, von der der Verwalter sprach, schien so übel gar nicht, wenn es einmal darauf ankam, sich selbständig zu machen. – Wir blinzelten, wenn wir

uns in den nächsten Tagen sahen und Schmerzen in unseren Lenden oder Armen spürten.

Wir standen vor Deinem Klavier, wollten uns fertig machen, um in der nahen Waldwirtschaft unser Mittagessen einzunehmenn. Und wir erlebten ein Wunder ... Dein Klavier, dessen Deckel verschlossen war, begann zu spielen. Ein wenig dumpf zwar, aber vernehmlich und gekonnt, gab es Melodie und Begleitung des „Hans im Schnokeloch“ wieder. Wie ein Wiederkäuer, der dies Musikgut früher einmal in seinen Pansen gezwängt hat und es nun in Netz-, Blätter- und Labmagen überführen will. Wie Sie sehen, Mélanie: die Vorstellung der Zukunftskuh in Hugos Garten und seines Klaviers verbindet sich auch heute noch in mir zu dichterischer Einheit.

Dieses Klavier aber spielte:

D'r Hans im Schnokeloch
hett alles, was er will.
Un was er will, dis hett er nit,
un was er hett, dis will er nit. –
D'r Hans im Schnokeloch
hett alles, was er will.

Wir schauten uns mehr erschrocken als belustigt an. Ging es hier nicht mit rechten Dingen zu? Die Augen suchten das Zimmer ab. Mein Ohr fuhr auf unser Klavier zu. In seinem Bauche regte sich nichts. Und du, Hugo, preßtest Deine Ohrmuschel an die Wand und brachst in unbändiges Gelächter aus. Im Nachbarhaus, das an Deine Villa anstieß, wo zwei frischblühende Mädchen wohnten, wurde gespielt. Die Instrumente mußten Wand an Wand stehen. Und diese

Wände waren dünn.. ach wie dünn, denn wir konnten das Plaudern der Mädchen hören, wenn sie auf dem Sofa saßen...

Wir rückten Dein Klavier an eine andere Stelle und lachten leiser. Dann gingen wir in den Garten, aßen reife Johannisbeeren, versuchten die gelben behaarten Stachelbeeren und schnupperten an den roten Nelken und einer Feuerlilie. – Wir gingen an der Weinrebe entlang, durch die Hintertür in den Wald.

Erinnerst Du Dich an unsere Spaziergänge durch den Rheinwald, Hugo? an die Brücken, die Festungswerke und die Wasserläufe, in denen sich die Bäume spiegelten? an die Kiesgrube mit tausend Fröschen, an das weite Vogelparadies, das undurchdringlich war wie ein Urwald? Grüner Hopfen kletterte von Baum zu Baum; von den Ästen der Espen und Ulmen hingen die weißen Blüten der Waldrebe, die ihre Lianen wie lebendige Taue um dicke Stämme schlang, und ein dichtes Unterholz von Sauerdorn und Vogelbeeren, von Hornkirschen und grünen Haselnußbüschen. An den Wegrändern tanzten Waldmäuse und piepsten wie kleine Vögel.

Oft war es ganz still unter den Wipfeln. Das Blätterdach war unbewegt, nur die Ferne rauschte, und der Schrei des aufschießenden Fasans stieß in die Weite.

Am Rhein lag der Altenheimer Hof mit hundert Schwalbennestern über der Bank am Hause. Der Strom rauschte an langen Kiesbänken vorüber, auf denen sich Möwen angesiedelt hatten, – fremde Vögel, deren scharfer Schrei die Luft durchschnitt, wenn sie niederstießen, um aus der Flut zu tauchen, einen Silberfisch im Schnabel.

Erinnerst Du Dich an den Illkircher Wald mit der Fichtenallee? an den Fasanengarten, an den Oberjägerhof?

Wir hätten vergessen können, daß Krieg war. Nur selten ging ein Soldat an uns vorüber oder bezog eine Wache den Beobachtungsposten im Gerüst zwischen den Bäumen. Einzig das Grollen der Geschütze folgte uns in diesen Frieden. Nur die Granatlager hinter dem Flußlauf in kleinen, unzugänglichen Hütten erinnerten stumm an den Kampf in den Bergen.

Du hast es nicht vergessen, Hugo? Denkst an die Weidenbäume auf den Waldmooren, aus deren hohlen Stämmen wir schwarze Erde gruben, um Deine Blumentöpfe zu füllen? und weißt, wie wir die „Honigziege“ besuchten?

Wir hatten den Stimmer mitgenommen, der ein wenig Flöte blies und sein Querholz ständig bei sich trug. Vor dem Oberjägerhof standen Bänke und Tische aus grobem Holz; die schöne Else, die Försterstochter mit den blonden Flechten, hatte eine weiße Decke ausgebreitet und stellte Kaffee, Honig und Weißbrot vor uns hin. Niemand war in der Runde. Am grünen Gartenzaun weidete eine Ziege mit ihrem Jungen.

Wir genossen diesen Frieden und nickten der schönen Else zu, zögerten zuzugreifen und sannen den Gesprächen nach, die wir geführt hatten. — War dieser Krieg, den wir hier nicht sahen und spürten, denn nötig, um die Frage zu entscheiden, wo Recht und Unrecht zwischen den Völkern liege? Und war die Entscheidung, die er traf, auch richtig? Recht des Krieges ist Recht des Starken.

„Aber“, sagte ich, „Recht haben ist nicht dasselbe wie Recht behalten. Nimmt sich ein Starker ein Land, so kann er es nur behalten, wenn er dort siedelt und mit dem Boden verwurzelt. Hält er es besetzt mit Waffengewalt, so schafft er Gründe zu neuem Blutvergießen. Mag dieser Krieg in den Vogesen ausgehen wie er will: Deutsche haben das Elsaß besiedelt seit alter Zeit, und solange der alemannische Laut Ausdruck der Stammesseele ist, bleibt dies Land deutsch, selbst wenn es Hunderte von Jahren von den Brüdern im Westen verwaltet wird.“

„Es werden Franzosen siedeln, wie Herr Ducroix, in dessen Hause Sie jetzt wohnen“, entgegnete der Stimmer und schaute auf Dich, Hugo.

„Ja, einzelne“, sagtest Du. „Aber solch Siedeln ist für Frankreich kein innerer Drang. Es hat keinen Bevölkerungsüberschuß, und seine Wanderlustigen suchen ihr Glück in den weiten afrikanischen Kolonien, die sich schon zum geschlossenen Reiche runden, oder auf Madagaskar, in Tongking, in Cayenne, wo der Pfeffer wächst.“

Ich fügte hinzu: „Wenn aber auch einzelne in unser Land kommen, um hier zu wohnen, wenn fremdsprachige Beamte und Lehrer sich einschieben, so werden sie nie die Muttersprache des Landes verdrängen, so wenig, wie die zweihundert Jahre französischer Herrschaft sie seit König Ludwig XIV. verdrängten. Es kann sein, daß die Städte und deren Bürgerschaft auf diese Weise gewonnen werden, daß Erziehung und Unterricht, Werbung und der lockende Glanz französischer Zivilisation Inseln im alemannischen Deutschtum aufwirft, schwimmende Inseln, die

wieder vergehen, wie sie gekommen sind, – aber solche Inseln und Einzelsiedler machen das Elsaß nicht zum französischen Land, so wenig wie die Möwen auf den Sandbänken am Altenheimer Hof den Rhein zum Ozean wandeln und seine Ufer in ein Seegestade verzaubern. Einzig nur der scharfe Schrei fremder Wesen verrät, daß ferner Wunsch nach den Sitzen und Nestern unserer Vögel greift."

„Ach, lassen wir das!" murrte der Stimmer. Und als ob der Friede des Waldes und der Tiere in seinen Gründen, in seinen Wipfeln und in den Ranken des Gartenzauns sich rächen wollte für den Streit der Meinungen, die der Krieg bis in diese rauschende Tiefe und grüne Verzücktheit wehte, hob plötzlich die Ziege des Försters den gehörnten Kopf. Sie äugte herüber, meckerte kurz und schnupperte im Winde.

Da, mit einem Male, machte sie einen unvermuteten Satz, wie ausbrechender Sturm, – war von der grünen Wand ihrer Nahrung verschwunden, stand an unserem Tisch, bockte in die Höhe mit schwarzhufigen Klauen, trampelte auf unserem weißen Tischtuch – und tunkte die bebende Schnauze in die Honigschüssel, daß der Spitzbart von gelbem Seime troff. Und die Zunge leckte und leckte unter dem krummen Gehörn wie eine kleine Flamme, die aus einem langen Teufelsantlitz bricht.

Wir starrten, bis uns ein lautes Lachen dem Staunen entriß. Und Else, das blonde Mädchen, eilte herbei und verjagte die schwarze Ziege.

„Man muß sich nichts nehmen lassen!" schalt Else. Und war durch keine Bitten zu bewegen, uns noch eine Schüssel Bienenhonig zu bringen. Auch durch Silber

war sie nicht zu bestechen. Sie strich das Zehrgeld ein und wandte uns den Rücken, nicht ohne der schwarzen Ziege eine Faust gemacht zu haben.

... Wir liebten alle drei die blonde Else. Aus der Ferne natürlich und ohne sie zu kennen. Ein frisches, deutsches Mädchen mit blauen Augen und heller Stimme. Wie auf einem Bild trug sie die weiße Leinenkrause über dem engen Mieder.

Wir waren entschlossen, uns in Zukunft wirklich nichts nehmen zu lassen. Auch nicht die freundliche Miene der blonden Alemannin. Um sie zu versöhnen, holten wir in Deiner Klause, Hugo, die Zupfgeige.

Als der Abend sank und die ersten Käuzchen flogen, schlenderten wir zum Jägerhof zurück. Das Leimkraut begann zu duften; Fledermäuse huschten am Waldrand. Der Mond ging mit uns, schaute silbern durch die Äste und leuchtete mit unverhülltem Schein.

Dort lag die Försterei.

Wir suchten ein Fenster, an dem wir Else tagsüber gesehen, kamen an dem Stall vorbei und hörten das meckernde Kichern der Ziege. Über dem Garten leuchtete der Mond jetzt hell und groß. Die Hauswand lag wie am Tage.

Unter dem Holunderstrauch stellten wir uns auf. Weiße Baldersblumen dufteten neben den Büschen. Der Stimmer zog die Flöte, ich zupfte leise die Gitarre, und unsere Nachtmusik klang in die Stille, in der nur eine Grille zirpte.

Die Zupfgeigentöne schwollen unter meiner Hand wie Harfenklänge; der Stimmer blies weicher, als ich es je gehört, und Du sangest, Hugo, losgelöst von aller Beengung der Opernklasse, unterrichtet einzig von der

nächtigen Natur ringsum und vom Atem der Stimmung des Friedens.

Was sangen wir? Ich weiß es nicht mehr. Lieder von der Sommernacht, von der Linde und von den Waldesschatten, die sich über die Liebenden im Märchen breiten.

Nur ein paar Verse weiß ich noch aus jener Zeit:

Im Walde steht ein Fliederstrauch
verträumt in stillem Grün.
Er duftet süßen Blütenhauch
und neigt sich her und hin.

Ringsum die hohen Eichen sehn
den Fremdling spöttisch an, –
und tausend wilde Büsche stehn
um ihn in weitem Tann.

Ach, eines Mägdleins zarte Hand,
sie pflanzte dich wohl her –
in deinem bunten Brautgewand? ...
Es rauschet bang und schwer,

und aus den Zweigen raunt's und spricht, –
ob ich gleich niemand seh, –
von einem Knaben, hold und licht,
und eines Mägdleins Weh.

Es lispelt süß, es flüstert traut.
Mir wird so bang, so trüb.
Von meinem Aug' ein Tränlein taut, –
und das gilt dir, mein Lieb! ...

War unser Glück nicht vollkommen, als sich das Fenster neben dem Tannenbaum öffnete, der die Hausecke bewacht? Schwoll unser Spiel und Gesang nicht

in Wunschgedanken aus verträumter Sehnsucht in die Gegenwart der Erfüllung?

Wir endeten und schauten hinüber zu der weißen Gestalt, die sich zum Fenster herausbeugte und süß entzückt herüberrief:

„Danke, danke! Ich werde mich – erkenntlich zeigen! Wie schön! Wie schön!" –

Wir erstarrten zu Eisblöcken. Das war nicht Else, die blonde Huldin ... es war die alte Tante Geneviève, die Muhme des Försters, die tagsüber im Garten spazieren ging und sich vor dem Wald und seinen Tiefen fürchtete.

Wir wandten uns entsetzt, schlugen den Mantel der Nacht um uns – und eilenden Schrittes entflohen wir schaudernd in die Wälder.

* * *

Was weiter geschah, Mélanie, ist nicht eben alltäglich. Können Sie sich vorstellen, daß mir das kleine Haus im Stockfeld eine Heimat wurde? Ich habe dort mit Hugo gewohnt, ich habe mit ihm gelebt wie ein Einsiedler. Und wenn der Wunsch heute in uns ist, noch einmal zusammen zu leben, wenn wir alt geworden sind, fernab von den Menschen und ihrem Getriebe, um im Parsifal Wolfram von Eschenbachs zu lesen, – so mag das zurückgehen auf unser Zusammensein in der „Villa Einsamkeit". So nannten wir unser Haus.

„O Einsamkeit, du meine Heimat Einsamkeit!" – Dies Nietzsche-Wort schrieben wir im Geist über die Pforte dieses Hauses. – Aber im Innern statteten wir

es mit einem zweiten Bett und dem großen Schrank aus – und mit einigen Bildern. Vorhänge wehten freundlich an den Fenstern.

Es war nichts Wichtiges, was mich veranlaßte, in die Einsamkeit zu ziehen. In anderen Jahren hatte ich eine Sommerreise in die Hochvogesen gemacht, ins Münstertal, an den Schwarzen und Weißen See, der in den Bergen liegt. Jetzt tobte der Krieg in den Tälern. Selbst wenn die Fahrt in jene Gegenden möglich gewesen wäre, – ich hätte nichts wiedergefunden, was mir einst Freude bereitet hatte. Und zu anderem Aufenthalt zog es mich nicht.

Ich kam in die Einsamkeit. Nicht in jene Verlassenheit, die gebrochene Seelen suchen, wenn ihnen das Leben alles genommen hat, sondern in die Losgelöstheit vom Gewohnten und in die Möglichkeit, sich mit Dingen zu beschäftigen, die der Alltag hindert oder lächerlich findet.

Wir bereiteten selbst unsere Mahlzeiten. Des Morgens wenigstens kochten wir stets die Milch, welche wir im Lädchen an der Straßenecke holten. Mittags speisten wir in der Schenke am Waldrand oder in der Mühle am „Krummen Rhein", im „Altenheimer Hof" oder bei der „Honigziege", wo uns die schöne Else dann und wann einen Imbiß bereitete.

Stundenlang wanderten wir durch den Wald, lagen im Grase, am Ufer des Rheins, oder saßen auf einem Baumstumpf am Rand einer Kiesgrube, eines Teiches, einer Vertiefung, in welcher Grundwasser stand, – und blickten auf die weißen Wasserrosen, die inmitten grüner Blätter schwammen und sich schlossen, wenn die Sonne sank.

Oder wir arbeiteten im Garten. Das Unkraut verschwand. Der Kohl schloß sich zu runden Köpfen in blauen und weißen Reihen. In den Erbsenranken geckste ein Laubfrosch. Und lange Bohnen hingen wie grüne Schwerter von umwucherten Stangen. Rhabarber schoß zwischen Riesenblättern grüngelbe Blütenrispen in die Luft, vorsintflutlichem Sauerampfer vergleichbar. Verblühte Schwertlilien stachen auf, und eine große Staude roten Fingerhuts leuchtete purpurn neben Akelei und blauem Rittersporn.

Im Wasserfaß, das den Regen auffing, saß eine goldäugige Kröte auf einem Stück Holz und blinzelte. Im Birnbaum, versteckt hinter den Blättern, entdeckten wir ein Vogelnest mit piepsenden Jungen. Der Pfeifenstrauch hatte seine grünen Blätter, die wie die Herzen alter Riesen aussehen, bis in die Äste eines Pflaumenbaums vorgeschoben.

Abends saßen wir in der Laube, die von Jasmin umwuchert war. Dorthin drang kein Blick von außen. Der Tisch und die Bank lagen in grünem Schatten. Im schrägen Spitzdach, das zu einem Taubenschlag ausgebaut war, gurrten zwei weiße Feldratzen.

Eigentlich hätten diese Tiere sterben sollen. Es war nach Kriegsausbruch durch die Nachrichtenabteilung angeordnet worden, alle Tauben, insbesondere die Brieftauben, innerhalb des Festungsgürtels zu töten. Die Flucht der Ducroix' hatte diesen beiden das Leben gerettet, und wir taten, als hörten wir die verbotene Stimme der Tiere nicht. Es war alles still, wenn wir die Nacht in der Laube erwarteten und von den Früchten unseres Gartens aßen: weiße Sommerrettiche, Tomaten, – oder Erdbeeren, frühe Jakobsäpfel und

die ersten saftigen Birnen und goldgelbe Mirabellen, die wir von dem Halbstamm am Zaune schüttelten. Dazu tranken wir Melissentee; denn neben dem Mirabellenbaum war es grün von dieser Minze die lange Hecke hinab.

Sie lachen, Mélanie, über dies sommerliche Dasein? Ach, uns war wohl in jenem Paradies mit seinem Gurkenbeet und den Salatstauden, mit der Möhrenrabatte und der Kürbisecke, auf deren Laubhaufen drei riesige Fünfzigpfünder lagen.

Womit wir uns die übrige Zeit vertrieben? Wir hatten nur an Regentagen Stunden, die uns frei erschienen. Dazu kamen die Dunkelheit und der frühe Morgen, der sich mit strahlender Helle täglich erneute.

Diese Morgenstunden am offenen Fenster waren die Spanne unserer Andacht und der Betrachtung.

Wir lasen laut, einer für den anderen. Da stieg mit der Frühzeit des Tages die Frühzeit der Geschichte vor uns auf, als die Völkerwanderung zum Abschluß gekommen war, als Frankenreich und Christentum sich zur Herrschaft des Abendlandes vereint hatten.

Und doch lebte im deutschen Christentum der Drang, die lateinische Sitte zu überwinden und dem neuen Glauben den Weg zum deutschen Bewußtsein zu bahnen. Ein niedersächsischer Bauer schrieb seinen Heliand. Wir aber lasen die Evangelienharmonie Ottfrieds, des Mönches von Weißenburg.

Die Zeit um uns schritt zurück um tausend Jahre. Ludwig der Fromme hatte des großen Karl Sammlung deutscher Dichtung vernichtet; Rhabanus Maurus, der Lehrer des Elsässers Ottfried, schrieb seine neue Dichtung vom Kreuze Christi in lateinischen Versen.

Ottfried aber wollte seinen Alemannen die Lehre des Heils in der eigenen Sprache singen und betete seine Evangelienharmonie nicht im römischen Rhythmus, nicht im Stabreim der heidnischen Germanen, sondern er fügte als erster sein Lied im Reim zum Wohllaut heiliger Gestaltung.

Haben Sie einmal das Werk des Mönches von Weißenburg angeschaut? Es würde Ihnen, selbst wenn Sie die Sprache verstünden, in vielem trocken und gelehrsam erscheinen. Wir aber lasen es in unserer selbstgewählten Einsamkeit als Gegensatz zum taufrischen Wald und als Erholung von der Feldarbeit in unserem Paradies. Es ward so in unserer Seele zur lebendigen Harmonie der Heiligkeit, zum ersten Lied der deutschen Seele, dem das Land zwischen Wasgau und Rhein zur Heimat geworden, in dem nun der Glaube nach Ausdruck in der Sprache der Väter sucht. In Ottfrieds und in unserem Geist war alles Römertum überwunden; sein Gebet und seine Zwiesprache mit Gott lag einzig in der Gralsschale der Seele, und diese Seele war deutsch. Denn es gibt keinen Gott jenseits der Wolken, der seine Offenbarung in unverstandenen Sprachen in die Herzen seiner Anbeter legt. Er senkt sich nur in die Seelen der Menschen, wenn ihr sprachgebundenes Denken seinem Himmel Kraft gibt, als Riesenbaum der Schöpfung über ihn emporzuwachsen – als ein Wunder, das die Schöpfung zum Himmel über den Göttern erhebt.

So sprach Ottfried zu uns, wenn wir sein Evangelium im Morgenrot lasen. Und wir wunderten uns über den Wandel der Zeit und das irrende Unverständnis ihrer Kinder, wenn wir die Blicke durch das kleine Fenster

über die Straße schickten, wo dieselben Alemannen, die einst ihr Gebet und ihr Sehnen in der eigenen Sprache sprachen, welche Ottfried zur Süßigkeit des Reimes zwang, — daß dieselben Alemannen nach tausend Jahren ihre Wünsche zu einer Sprache erhoben, die sie nicht redeten, und zu einem Volk, das andere Wege gegangen war in der Entwicklung der Zeit. Auch die Brüder über den Bergen haben Gewaltiges geschaffen und ihrem Geiste erhabene Denkmale gesetzt im Wachstum ihrer Seele und ihrer zum Kunstwerk gestalteten Sprache. Einen Kulturbau haben sie errichtet mit gedankenfühlendem Willen. Doch in der Urseele der Völker stand einstmals geschrieben — und auch in die alemannische ward es gepflanzt: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus!“ ...

Drüben, am Blumenfenster einer Hütte standen rote Geranien in weißen Cache-pots, und das winzige Geländer vor der Blumenkrippe war blau angestrichen.

Wir sahen es und ließen unsere Augen zurückgleiten zu Ottfried, dem deutschen Mönche von Weißenburg ...

* * *

Aber nicht Ottfried der Mönch allein kam zu uns in die Einsamkeit am Rande des Waldes. Zu mir kommt Reinmar der Alte, wenn es Nacht geworden ist im Garten, und das Haus mit aller Wirklichkeit in der Finsternis versinkt.

Dann tritt neben die Sehnsucht nach Gegenwart die Sehnsucht der Liebe.

Hugo ist in die Stadt gegangen. Er singt in einem Lazarett den Verwundeten Trost in die erschütterten

Gemüter. Den Trost der Töne, der aus Haydns „Schöpfung" in die Herzen dringt.

Ich aber sitze in der Laube unter dem Spitzdach. Die Gartenlampe wirft weiches Licht auf ein kleines Buch, und in mir klagt und jauchzt die Nachtigall von Hagenau: Reinmar der Alte, der Freund und Lehrer Herrn Walthers von der Vogelweid.

Deutsche Liebe, Treue und das Dulden starker Ergebenheit erfüllen die Nacht ringsum. Meine Einsamkeit verwandelt sich in den Lenzwald des Maien, und ich frage nicht, ob der Silberton der liedgewordenen Finsternis in meiner Seele oder in den fernen Büschen klingt, die ihre Zweige über den Spiegel der Wasser senken und im fernen Baumgrund träumen.

Ob ich in der alten Donaustadt mit Reinmar wandere, ob ich ihn den großen Minnesänger unterweisen höre – sein Schatten trägt die männlichen Züge seiner Alemannen und kehrt mit mir zurück in den elsässischen Wald am Rhein, in das Land, das sich vom Wasgau in die Weite breitet.

Und alle Sehnsucht meines Herzens ist in diesem Land.

* * *

Es war eine Nachricht im Hause unserer Einsamkeit eingetroffen, die Hugo tief erschütterte. – Walther, der junge elsässische Tonsetzer, der als Kriegsfreiwilliger ausgezogen war, hatte sich erschossen.

Kein hinterlassener Brief, keine deutende Äußerung den Freunden gegenüber erklärte seine Tat, die in dunkler Nacht geschah, auf der ersten Wache, welche Walther bezog.

Seine Stimmung war unruhig und oft mißmutig gewesen. Er hatte in langen Auseinandersetzungen mit den Freunden überlegt, ob es richtig gewesen sei, sich freiwillig gegen Frankreich zu stellen. Ob sie nicht der westlichen Kultur Unendliches verdankten, – sie als Einzelne, das Elsaß, Deutschland, die ganze zivilisierte Welt.

In den nächsten Tagen sollten sie ausrücken. Die Freunde mußten auseinandergehen, der eine würde hierhin, der andere in einen zweiten Truppenteil verschoben werden ...

Eine verspätete Karte kam aus der Ausbildungsstadt im Norden. Ein einfacher Gruß. Hugo antwortete. Aber sein Brief kam zurück mit dem Vermerk „Gestorben“ ...

Wir gingen einige Lieder durch, die Walther komponiert hatte: neudeutsche Musik aus der Schule Meister Pfitzners. Eine Zukunftshoffnung alemannischer Tonschöpfung hatte aufgehört, zu ihrer Umwelt und ihrem Volke zu sprechen ...

Hugo wurde still in den nächsten Tagen. Garten und Wald lockten ihn nicht mehr. Das Klavier blieb verschlossen, seine Stimme schwieg. Statt in Ottfrieds Evangelium las er in den stumm gewordenen Noten des toten Freundes.

Nur schwer überredete ich ihn, sich von dem hinterlassenen Werk und unserer Einsamkeit loszureißen. Ich wollte, er solle andere Bilder sehen. Wir schlossen die Tür der Hütte und fuhren hinaus in die Ebene, an den Fuß der Berge, hinter denen der Krieg raste.

Es war nicht leicht, die Erlaubnis zu erhalten, auf den Odilienberg zu steigen. Allen Verkehr und alle

Wanderwünsche verhinderte der Kriegszustand und das Verbot des Betretens kampfnaher Gelände. Aber wir durften doch reisen.

Wir durchschritten reiche Dörfer. Wir stiegen den Berg empor, der wie ein König über der Tiefe ragt. Wir rasteten in den Ottrotter Schlössern und sahen die Heidenmauer, die Zuflucht der vorgeschichtlichen Bewohner dieses Landes, wenn Krieg und Kriegsgefahr sie in diese Riesenfestung trieb mit Frauen, Kindern und Herden. Oder war es eine Kultstätte alter Druiden mit hundert seltsam aufeinandergetürmten Blöcken? Hatte die Natur im Spiel ihrer Laune hier Riesensteine übereinandergeschoben, oder sahen wir in den seltsamen Gebilden den von starken Menschenhänden aufeinandergetragenen Schutz offener Feuerstellen?

Wir wußten es nicht, schritten an den Steinen vorbei und hörten den Wald rauschen, der sein Geheimnis nicht preisgab.

An die Heidenmauer traten wir heran und suchten mit den Blicken die Fugen, in denen einstmals Holzpflöcke gesteckt hatten, — „Schwalbenschwänze", wie man sie nennt, welche die Felsen zusammengehalten hatten. Und der grüne Bergwald rauschte weiter.

Ehe wir das Kloster und den Konventgarten betraten, besuchten wir die Quelle der heiligen Odilie, der Schutzpatronin des Elsaß und der Blinden.

An rotem Sandstein vorüber verfolgten wir die Straße. — Am Rande des Brunnens saß ein Mädchen in hellem Gewande und schaute versonnen in die Weite. Wir zögerten, näherzutreten . . . Stand vor ihrer Seele das Bild des herrlichen Landes ringsum? Sah sie im Geiste die zehn alten Städte des Elsaß, den Hort deut-

scher Treue, in denen die Grafen von Habsburg und Öttingen als Statthalter deutscher Kaiser lebten?

Ihre graublauen Augen waren über den Wald gerichtet, die Hand mit dem feinen Goldreif spielte verträumt im Wasser, und ihre Gestalt war in dieser Haltung der Natur ganz hingegebenes, erblühtes Mädchentum.

Als sie unsere Schritte hörte, wandte sie langsam den Kopf mit den dunkelblonden, feinen Haaren. Ein Zug des Erstaunens lag um den roten, halbgeöffneten Mund.

Wir grüßten auf elsässisch; ihre Augen glitten über uns hin und ruhten lange in den meinen.

Es gibt Augenblicke der Stille, welche dem Dasein eine unverlierbare Richtung geben. Wir wissen nicht, wie sie entstehen. Wir fühlen nur, daß ein Ewiges in ihnen Fleisch und Blut wird, – Ewiges, das in uns geschlummert hat und sich nach Auferstehung sehnt in der Helle des Tages, – Ewiges, das uns verbindet mit alle denen, die vor uns lebten, deren Blut wir ererbten, und das Zukunft werden will in einer Ferne von Glück und unbekannter Erfüllung.

Die Wangen des Mädchens röteten sich. Sie zog die Hand aus der Quelle und stand auf. Aber sie ging nicht von dannen. Wie lange mögen wir einander gegenübergestanden haben, Hugo?

„Wollen wir aus dem Brunnen trinken?“ sagtest Du auf einmal. „Und willst Du die Geschichte Odiliens erzählen?“ – Du fügtest meinen Namen hinzu, und ein Lächeln glitt über die Züge der schönen Jungfrau, deren Blicke sich mit den meinen trafen. Ihre Brust hob sich unter der blütenweißen Hemdbluse, ihr

unbekleideter Unterarm glitt über den Gürtel, der den roten Rock zusammenhielt. Dann griff sie in die Tasche und zog ein geschliffenes Glas hervor, das sie mir reichte.

Du nahmst es mir aus der Hand, denn ich sah nur die Gestalt vor mir, – und fülltest es an dem lebendigen Wasser, das aus dem Felsen brach. Erst die Kälte der Flüssigkeit, die durch den Kristall an meine Hand rührte, rief mich in den Tag zurück. Ich reichte das Gefäß dem jungen Mädchen, in deren Gestalt die Reife der Frau nach Ausdruck drängte, und sie trank mir zu mit drei kleinen Schlucken, gab mir das Glas zurück, das ich leerte, ohne den Blick von ihr zu wenden.

Ich trat an den Brunnen, um die Schale für Dich zu füllen, Hugo. Und ich sah das Bild der Fremden und mein Haupt im Spiegel des Wassers.

Du trankest. Ich reichte dem Mädchen meine Hand mit einem Dankeswort. Sie hielt mich. Ob sie mit uns gehen dürfe, fragte sie mit einer weichen, hellen Stimme, nachdem sie sich geräuspert hatte, und wurde über und über rot.

Du stelltest Dich vor, Hugo. Sie aber sagte: „Ich bin Georgette . . .“ Ihre Augen hingen an meinem Munde.

Meine Hand drückte die ihre. Sie ging neben mir her, sie saß bei mir am Tisch im Klostergarten, blieb an meiner Seite, als wir den Wald durchschritten.

Ich erzählte die Geschichte von Sankt Odilie . . .

. . . Noch schwankte die Seele der Alemannen, die über den Rhein gekommen waren, zwischen dem Glauben an Wotan und dem Christengott, welcher aus dem Grabe erstand wie Balder, der lichte Lenzgott der

Väter, der sein Leben der steigenden Sonne verdankt. Donar, Hödur und Logi suchten den Weg zur schwarzblauen Hel, vor deren Pforten sich ihre Götterleiber verkrümmten zu finsterer Fratze in mißgestalter Dreieinigkeit. Ihr bockbespannter Götterwagen zerschellte, und der Fluch gestürzter Größe setzte dem Rest ihres Lebens die gebogenen Ziegenhörner auf die klumpige Stirn, und der Huf Sleipners – des Windrosses Allvaters – sprang ihnen ans Bein.

Aber die Erinnerung stirbt nicht in den Herzen der Menschen. In heimlichen Nächten traf Eticho, der Alemannenherzog von Ehnheim, mit der Wala zusammen, der greisen Priesterin, die auf dem Berge hinter der Heidenmauer hauste.

Sie lehrte ihn heilige Sprüche, und gemeinsam schauten sie zum Monde empor, um den Rat des silbernen Knaben zu hören, der das Lied seiner Mutter Frau Sonne dem menschlichen Ohre ahnungsvoll singt.

Die Gemahlin Etichos war eine Fränkin aus dem Lothringer Gau. Ihre Seele suchte das Licht der Dreifaltigkeit vor dem Altar ihrer Kirche, und sie bat den Heliand, Mittler zu sein für den Alemannenherzog, ihren Gatten, dem sie in Liebe zugetan war.

Als sie fühlte, daß sie Mutter war, betrachtete Eticho sie mit finsteren Blicken. Die Wala des Waldes war gestorben in der Nacht, da sein Weib ihr Kind empfangen hatte, in einer Nacht, in welcher die Priesterin ihn erwartete, ein heimliches Opfer zu bringen. – Er fand sie am Tage darauf tot in der Wildnis. Der greise Leib saß starr auf dem Stein an der Heidenmauer; in der Hand hielt sie die blühenden Blumen ihrer Götter, und das weiße Fohlen, das sein Blut vergießen sollte

zum Banne und Zwang der Überirdischen, weidete spielend im grünen Gras neben der Quelle.

Wieder betete die Herzogin in der Kirche von Ehnheim, dem Gatten den Geist zu senden, der sich als Rätsel und Offenbarung der Welt dem Schöpfer und Erlöser zur Einheit gesellt.

Als sie im Rosenmond einem Mädchen das Leben schenkte, nannte sie es Odilie. Aber sie konnte dem finster blickenden Vater nicht verbergen, daß dies zarte Geschenk seiner Liebe blind war, und er wandte sich erschüttert von der Wiege. Er glaubte an die Strafe der Wala, die in der Nacht aus dem Leben ging, in welcher er seine Liebe der Gattin schenkte, statt zum Opfer zu kommen. – Er trug sein Geschick finster und verschloß bange Gedanken in seiner Brust.

Als aber die Herzogin zwei Jahre später starb und begraben war, nahm er an einem Sommerabend das blinde Kind auf sein Pferd und ritt mit ihm den Bergen zu.

Man sagt, Eticho habe die Tochter in der Nacht auf den Opferstein jenseits der Heidenmauer gelegt und sei davongegangen, einen Seufzer und einen Fluch auf den Lippen.

Das Kind weinte die ganze Nacht. Seine Händchen und Füße froren, das Kleid wurde naß von kühlem Tau.

Nie kam ein Jäger in diesen Wald, der verzaubert schien und gebannt als letzte Zuflucht der heidnischen Götter. Die Tiere, die scheuen Vögel und Hasen, hatten hier keine Furcht und kamen erstaunt aus ihren Nestern und Höhlen, als die Sonne aufging. In den Büschen schrien die Häher. Ein Reh äugte mit braunen

Augen auf das kleine Wesen, das unausgesetzt wimmerte.

Doch jenseits der Heidenmauer ging ein Köhler vorbei, der von seinem Meiler kam. Er suchte lang nach einer Bresche in den Felsen und stieg endlich an einem jungen Ahorn empor, der über die Zinne hinausragte. Unter den Ästen einer Linde sah er das Kind auf dem Stein neben der Quelle. Er rief in den Wald, ob nicht Vater und Mutter des Mädchens in der Nähe seien. Als er aber die blinden Augen der Kleinen erkannte, wußte er, daß sie ausgesetzt sei und verstoßen in die Dunkelheit, die ihr das Leben rauben sollte, nachdem sie den Tag aus seinen geblendeten Augen getrunken hatte.

Mitleid faßte den Mann. Er hob das Kind auf seinen Arm und wärmte es unter dem rußigen Kittel; er drückte die geschwärzte Wange an das tränenfeuchte Gesicht des Findlings und suchte den Weg über die Mauer, bis er einen Spalt fand, in welchem er wie auf einer Treppe hinabstieg.

Sein Weib war voll Mitleids wie er. Sie tränkten das Mädchen mit Ziegenmilch, und die Blinde wuchs auf in der Obhut einsamer, menschenferner Leute.

Das Häuschen des Köhlers lag auf einer sonnigen Wiese am Waldrand. Nebenan sprudelte ein Bach zwischen Schwertlilien und Dotterblumen; Windröschen und Schaumkraut blühte im Frühling rings um die Birken mit lichtgrünem Laub und mit weißen, schwarzgezeichneten Stämmen.

Namenlos wuchs Odilie heran und sah nichts von den Blumen der Wiese. Aber sie lief ohne Führung um das Haus, saß auf der Bank bei den Tannen und hörte den Wind in den Bäumen. Die Ferne, die hinter

dem Walde lag, hatte eine Stimme, auch wenn es still wurde. Alle Wipfel flüsterten, und wenn ein Hauch durch die Zweige fuhr, rauschte die Unendlichkeit; — oder schrie auf im Sturm, der im Herbst in den Laubwald fuhr.

Aus dieser Unendlichkeit heraus traten Stimmen, wenn der Winter verging. Rufende, lockende Töne klangen auf, — die Lieder der Vögel, die den Lenz begrüßen. Odilie wuchs heran und hörte den Schlag der Drossel und den Lockruf der Meisen, sie kannte den Laubsänger und die Grasmücke, Rotkehlchen und Star, und im Mai ward sie nicht müde, dem Lied der Nachtigall und dem Terzenruf der Kuckucke zu lauschen. — Später, wenn in der Hitze des Sommers all das verstummte, träumte sie dem Summen der Hummeln, dem Schwirren der Mücken und dem Geigen der Heuschrecken nach.

Als Odilie groß ward, schritt sie oft über die Wiese, beugte sich nieder und sog den Duft der Blumen ein. Sie pflückte die zarten Gebilde mit tastenden Fingern und wand daraus Kränze oder Sträuße. Aber eine innere Unruhe drängte sie immer weiter in die unbekannte Umgebung, die sie mit ihrem Stab abtastete, den ihr der Köhler schnitzte. Und der ängstliche Ruf der Pflegemutter mußte sie oft zurückrufen aus den Tiefen des Waldgrundes, in den Odilie eindrang.

Dann saß sie am Bache und fiel in Sinnen. Oder sie sang ein Lied, das die Köhlerfrau sie gelehrt hatte, — ein Lied von dem Licht auf den Bergen.

Was ist das Licht? dachte die Blinde und hielt die Hände der Sonne entgegen, daß die Strahlen warm auf ihre Finger fielen.

Das Wasser unter ihren nackten Füßen murmelte. Sie neigte die Zehen in die Flut und merkte — wie schon so oft — an der Strömung, daß es ein Oben und ein Unten gibt im Laufe der Bäche. Woher kam dies Rauschen? Von der Höhe, aus der der Quell niederströmte.

Es war Abend geworden. Die Sehnsucht in der Brust des jungen Mädchens war mächtiger als die Angst, die in der Kühle der Dämmerung wohnte, — einer Dämmerung, deren Grau diese Blinde nicht kannte. Sie betete ihr kleines Gebet, das sie wußte, und setzte langsam ihren Stab bergan, stets zur Seite des Baches, dessen Lauf sie folgte.

Odilie wanderte die ganze Nacht. Lang und schwer war der Weg. Über Steine mußte sie klettern, die Dornen der Brombeeren und Wildrosen rissen an ihrem Mantel; durch Büsche mußte sie kriechen, um dem Bache nahe zu sein, der in enger Schlucht vom Berge rauschte, — einer Schlucht, die sich nur manchmal zur breiten Wiese erschloß.

Aus der Ferne hörte sie noch einmal die Stimme der Köhlerin, die sie zurückrief aus der sinkenden Nacht. Und sie hörte, was sie noch nie gehört — das Heulen eines Wolfes in der Tiefe der Wälder und das kurze Bellen der Füchse, als sie weiterschritt.

Die Glockenblumen, die ihre Hand berührte, hatten sich geschlossen. Der Tau machte sie schaudern. Aber sie schritt weiter und summte das Lied, das davon sprach, daß das Licht auf den Bergen wohne.

Lange mußte Odilie suchen, bis sie den Felsspalt fand, durch den sie wie auf einer Treppe eine Mauer überschreiten konnte, die sich ihr entgegenstellte. Wie

war sie glücklich, als sie den Bach wieder hörte, den sie verloren hatte. Sie schritt schneller über das Moos. Die Bäume standen weit auseinander, die Gräser waren wie ein Teppich, den Gott unter ihre Füße breitete.

In der Höhe sang eine Lerche. Es mußte Morgen geworden sein über den Schluchten, und die Tiefe der Einsamkeit belebte sich mit dem Zwiegesang der Vögel jeglicher Art.

Nun war alles frei und unbehindert um sie her. Der Bach sprach nur leise, und mit einem Male stand sie an einem Brunnen, den sie mit der tastenden Hand feststellte. Wie aus einer Wiege rann hier der Ursprung des Wassers, das sie bis hierher geleitet hatte, und aus dem Felsen troff die unermüdliche Flut wie Milch der Berge, die das Leben tränkt.

Odilie beugte sich nieder und tauchte das Gesicht in den Quell. Sie öffnete die toten Augen im Wasser. Frische Kühlung drang an ihre Lider. Dann hob sie das Antlitz aus der Flut. Während sie Stirn und Augen mit ihrem Tüchlein trocknete, fühlte sie die aufgehende Sonne auf den Wangen, von denen der Tau des heiligen Wassers rann. Ein warmer Strahl durchfuhr ihr Herz und Haupt. Sie zog langsam das Tüchlein von den dunklen Blicken, die die Ferne suchten, und mit einem Male zerriß der Schleier, der ihre Sehkraft verhüllt hatte.

Sie sah das Licht.

Die Sonne stand über dem Felsen, der in einer Farbe schimmerte, deren Namen sie nicht kannte, und der Wald war nicht mehr die dunkle Sehnsucht unverstandenen Rauschens, sondern ein lichtes Meer des

ewigen Lebens, das in gleicher Weise in den Blättern der Buche wie im Blute der Menschen kreist.

Aber unten lag weites Land. Braune Äcker und goldene Saat, Wiesen vor weißen Häusern mit Ziegeldächern, Herden, winzig klein in der Ferne, und Kirchen in breitgelagerten Städten. Wie ein Silberband funkelte der Rhein, fruchtbar drängte sich die Ebene jenseits bis zu den schwarzen Wäldern des Hochlandes, und über der bunten Schale der Welt wölbte sich blauer, gläserner Himmel in verlorener Unendlichkeit.

Odilie war auf die Knie gesunken und hielt die Hände betend empor. Sie konnte sich nicht regen und hörte nur ein Brausen in ihrer Seele, wie Musik, deren Klang alles zur Einheit rafft und zur Harmonie aufbrausender Erkenntnis des Besitzes der Erde und ihrer Pracht. Die Melodie des Lichtes aber sang: „Das ist die Heimat!" –

Da drang es aus Odiliens Seele mit überweltlicher Macht. Sie sang im Gleichklang dieser Melodie hinauf zur Sonne, in den Himmel – und hinab in das Land mit den Dörfern und Städten, mit den Kirchen und fernen Menschen im Jubel des Lebens und der Seligkeit endlicher Erlösung:

– Und vom Schwarzwald bis zu den Alpen jauchzte die Welt mit dem alemannischen Kinde, das aus der Dunkelheit zum Bewußtsein geboren war in dieser Stunde:

„O Elsaß, wie bist du schön!" ...

... Wir drei, Du Hugo, Georgette und ich, hatten den Ring der Heidenmauer verlassen und standen am

Rande des Berges, der sich hier jäh in die Tiefe senkt. Unter uns hing eine Wolke, auf der die Sonne lag. Da zerriß der Nebel. In der Ferne lag Straßburg, das Münster, die Herrlichkeit der Welt, wie sie Odilie gesehen.

Da beteten wir, daß der Schleier zerreißen möge, der über dem Land lag, und daß die Völker, die Stämme, die Einzelnen und die Geschlechter der denkenden, sehnenden Siedler ihren Sinn erkennen möchten in der Stunde der Entscheidung.

* * *

Drei Tage nach unserer Rückkehr vom Odilienberg verließ ich unser Haus, um Georgette zu treffen. Hugo blieb in der Einsamkeit, an Blanche zu schreiben und seine Sachen zu ordnen. Denn er wollte Verwandte in Mülhausen besuchen.

Ich würde allein sein in den nächsten Tagen, – würde Zeit haben zu lesen, zu sinnen und zu dichten – draußen im Wald, am Schwarzwasser, über dem die Baumwipfel ein grünes Dach breiteten, unter welchem ich badete, wenn die Sommerschwüle unerträglich war.

Ich wollte ein Tagebuch führen. Vorher aber wollte ich Georgette wiedersehen, mit der ich mich für diesen Tag verabredet hatte.

Ich war viel zu früh in der Stadt. Zwei Stunden vor der vereinbarten Zeit stieg ich aus der Straßenbahn. Und doch suchten meine Augen in der Runde.

Ich mußte warten. Eine innere Spannung hatte mich ergriffen. Um sie zu überwinden, schlenderte ich durch die Straßen, dem Münster zu. Ich stand vor dem verschlossenen Hauptportal unter dem Radfenster und

betrachtete die Kirchgänger. Wucht des roten Sandsteinbaues, Kunst Erwin von Steinbachs, trugen meine Seele in die Höhe. Aber immer wieder folgten meine Blicke den Gestalten der jungen Mädchen, welche über den Platz schritten und in den Seitentüren verschwanden.

War dort nicht Georgette? Unter dem Bildwerk der klugen und törichten Jungfrauen sah ich sie. Sie wandte mir den Rücken, aber ich erkannte sie an ihrem rotweißen Gewande.

Ich mußte mich getäuscht haben. Denn eben trat sie aus dem linken Seitentor, über dem in Stein gehauen die Tugenden und Laster stehen. Als ich auf sie zueilte, merkte ich, daß ich mich abermals versehen hatte. Über mir, aus dem Himmel, dröhnte die Bronzeglocke des Münsters. Tiefe Töne quollen aus dem steinernen Spitzenwerk, und die ausgehauenen Bilder der alten Kaiser auf roten Rossen schienen zu klingen.

Ich trat in das Innere des gewaltigen Doms. Dunkle Heiligkeit und das geheimnisvolle Rauschen der Stille umfing mich. Wie ein steingewordener Wald trugen die Pfeiler die Gewölbe. Feierlicher Orgelklang füllte die Hallen. Ruhige Lichter an fernen Altären, Priester in weißen Alben, die aus dem Beichtstuhl traten oder in das Chor schritten.

Diesmal täuschte ich mich nicht. Vorn, rechts, kniete Georgette auf einem niederen Betstuhl. Ich konnte ihr Gesicht von der Seite sehen. Ihre Lippen bewegten sich, ihre Augen ruhten auf dem kleinen Buch, das sie in reinen Händen hielt.

Es war mir nicht möglich, zu ihr zu gelangen, ohne die anderen Beter zu stören. Meine Uhr sagte mir, daß

ich noch eine Stunde warten müsse. Leise verließ ich die Kirche.

Das Getriebe der Straßen zerstreute mich. Ich schlenderte am Denkmal Gutenbergs vorüber und fand mich schließlich vor der Thomaskirche. – Wie erschrak ich. Aus dem evangelischen Gotteshause trat Georgette, ein Körbchen am Arm. Ihre knospende Brust atmete unter der weißen Bluse, der rote Rock fiel über ihre Hüften. Als ich auf sie zueilte, um sie zu begrüßen, wandte sie das Gesicht voll auf mich – und ich stand bestürzt vor einer Fremden, welche große Ähnlichkeit mit meiner Freundin hatte.

Ich eilte zur Illbrücke, betrachtete stromauf und stromab das alte Straßburg, das Bild aus deutscher Vergangenheit. Lange konnte ich mich nicht entschließen weiterzugehen, starrte in den Fluß, der langsam dahinfloß. War ich im Fieber? Nichts ringsum hatte sich verändert. Die Türme und Mauern, die Fenster und Dächer standen ehrwürdig-heiter vor mir wie immer. Im blauen Himmel schossen Schwalben hin und her; über dem Wasser gaukelte ein gelber Schmetterling.

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich stromabwärts weiterging. Die Uhren schlugen zehn. Dort lag der Rabenplatz.

Ich sah Georgette aus dem Rabenhof kommen. Sie war es wirklich. Ihr Auge leuchtete, als sie mich erblickte, ihre Hand streckte sich mir entgegen. Ach, sie war frischer und schöner als alle Erscheinungen, die mich getäuscht hatten, und ich fühlte abermals, daß ein Strom von ihrem Leben in mich hinüberflutete, der meiner Seele eine neue Richtung gab. –

Sie wartete auf mich; hinter ihr standen die gotischen Häuser, hingen die Erker und Galerien der Vergangenheit.

„Wie geht es dir?“ fragte sie. Ihre Stimme war hell und klar. Sie nannte mich „Du“; ihre Lippen lächelten, als sie hinzufügte: „Es wäre mir nicht möglich, Sie zu sagen. Nenne mich Georgette und sage ebenfalls Du.“ ... In ihrem Kinn war ein Grübchen.

Mir schlug das Herz in der sich weitenden Brust. — „Bleibst Du mit mir zusammen? den ganzen Tag?“ forschte ich. Georgette schaute zu mir auf und nickte.

„Wo wollen wir hingehen?“ fragte sie fröhlich.

Vor meinem Innern stieg das Bild des Illkircher Waldes auf, in dem die Eichhörnchen tanzten und Häher in den Büschen schrien. — „Wir fahren zur Mühle am Krummen Rhein!“ schlug ich vor. Und da Georgette einverstanden war, winkte ich einen Wagen heran, der uns zur Ganzau fahren mußte.

Wir saßen nebeneinander im Rücksitz des Gefährts. Georgette legte ihre warme Hand in die meine und blickte mit mir auf die Menschen und Karren, die vorüberhuschten. Lange waren wir stumm.

Vor einer Kaserne hielten wir und zeigten die Pässe. Ohne Ausweis durfte niemand das Weichbild der Stadt verlassen oder betreten. Feldgraue Soldaten zogen vorüber, Landsturmleute und Ersatzmannschaften. Vor dem Gebäude standen große Geschütze.

„Du sollst Dir kein falsches Bild von mir machen“, sagte Georgette, als wir weiterfuhren. „Ich bin verlobt.“

Ich fühlte den Ring an ihrem Finger und zog meine Hand zurück. Aber sie hielt mich fest.

„Ist er im Krieg?“ fragte ich verwirrt.

„Ja“, erwiderte das junge Mädchen, „er ist in Frankreich an der Front.“

„Geflohen?“

„Nein. Franzose. Französischer Offizier. – Wenn der Krieg vorüber ist, sollen wir heiraten.“

„Liebst Du ihn sehr?“ fragte ich zögernd.

Georgette schwieg. Sie sann nach und streichelte meine Hand. – „Laß mir Zeit“, erwiderte sie, „ich werde alles erzählen. Glaube nicht, daß ich ein Unrecht tue, wenn ich bei Dir bin.“

Wir hielten vor dem Garten neben der Mühle. Unter grünen Bäumen nahmen wir einen Imbiß. Elsässischer Wein stand zwischen uns in gläserner Karaffe; wir tranken uns zu.

„Haben Sie Brotmarken?“ fragte die Kellnerin, welche Käse brachte. Sie trug die bunte, kleidsame Tracht der Landmädchen mit Schlupfhaube und Mieder.

„Wir dürfen den Krieg nie vergessen“ sagte ich mißmutig. „Überall liegt sein Schatten, und nur in der Einsamkeit kann man sich von der Vorstellung lösen, daß Ströme von Blut fließen um dies Land und seine Menschen.“ – Wir blickten zum Walde hinüber.

„Ich kenne den Bräutigam kaum“, erzählte Georgette. „Wir haben uns nur einmal vor dem Kriege gesehen. Er ist ein Freund meines Bruders.“

„Und doch hast Du Dich verlobt?“

„Ja. Meine Eltern wünschten es. Wenn der Krieg zu Ende ist, werden viele Elsässerinnen tun wie ich. Unser Land soll auf diese Weise enger an Frankreich gebunden werden.“

„Werden diese Ehen glücklich sein?“

Georgette lächelte, wie Erfahrene lächeln, wenn ein Kind Unverstandenes fragt. – Dann blickte sie mich an und sagte wehmütig: „Unser Glück ist gleichgültig. Wir suchen es wohl. Aber über unser Geschick entscheidet die Familie, der Staat, die Politik."

„Ja", sagte ich, „sie entscheiden unser Geschick. Aber ist nicht der Irrtum der Politiker das Unglück der Menschen? Verstehen sie ihren eigenen Stamm? Sind es nicht in unserem Lande zum Teil Männer, die in Frankreich erzogen wurden, die den Zusammenhang mit dem Alemannentum verloren haben, welche sich der Sprache schämen, der Sprache Taulers und Sebastians Brants?"

Georgette senkte den Kopf. – „Wir folgen unserer Zeit", sagte sie traurig. „Wir folgen dem Schicksal der Grenze. Wer es schmiedet – wer weiß es? Wer diese Grenzen zieht – wer vermag es zu sagen?"

„Und liebst Du die Heimat nicht? Wird sie Dir nicht fehlen, wenn Du in Frankreich bist, in den kleinen Garnisonen der Provinz, in denen man den Kopf schüttelt über den alternden Soldaten, der sich mit der Elsässerin verband, weil der Staat es verlangte; in einer Gesellschaft, die in Dir die Deutsche sieht, welche man beobachtet, ob sie ihrem Kinde nicht die Kosenamen der Muttersprache zuflüstert; als Mutter von Kindern, die dich nicht verstehen, wenn Du das innere Leben mit ihnen teilen möchtest, das im Bewußtsein Deiner Seele ruht."

„Es wird meinem Leben an Liebe fehlen", antwortete Georgette. „Aber nicht an einem Sinn. Ich will beten, daß dieser Sinn, wie ihn meine Eltern verstehen, kein Irrtum ist." ...

Sie war aufgestanden; wir brachen das Gespräch ab. Unsere Gesichter waren bleich, das Blut in unseren Herzen pochte mit fragendem Ungestüm. Und über den fernen Bergen rollte der Donner der Geschütze.

Dann schritten wir dem Walde zu.

„Laß uns die große Straße meiden", bat meine Begleiterin.

Wir verfolgten einen Pfad, an dessen Rande hohe Farne wuchsen. Moos dämpfte die Schritte. Hinter einem Damm rauschte der Fluß.

„Es ist schön in diesem Schatten", meinte Georgette und blickte zu den Wipfeln empor, die von der grauen Rinde wie von Säulen getragen in der Höhe ruhten.

„Das ist der Wald der Nußbäume", sagte ich. „Wir sind hier ganz allein. Erst im Herbste kommen Sammler und Waldläufer in diese Einsamkeit."

„Wir sind zwei Menschen auf einer verlassenen Insel. Wie Fische im Meere. Überall ist grünes Licht – unter uns, über uns, vor uns und neben uns, – und alle Ferne ertrinkt in diesem Grün, scheidet uns von der Welt. Der Tag ist versunken. Wir sind ertrunken in Einsamkeit und Glück." –

Georgette breitete die Arme aus, als wolle sie die Natur umfangen. Sie wandte sich zu mir und verharrte in dieser Gebärde; aber sie kam nicht auf mich zu, suchte nur mit den Augen meine Blicke.

„Georgette!" murmelte ich.

Sie rief meinen Namen. Ich hörte ihre weiche Stimme und trat zu ihr. Aber sie wich zurück. Alle Traurigkeit war aus ihrem Wesen verschwunden. Sie lachte, wie Kinder lachen, wenn sie im Garten sind – in einem Gefühl der Lust und Bangigkeit schwimmend.

Ihre schlanke Gestalt glitt um einen Baum. Doch bevor sie verschwand, schaute sie zurück, ob ich folge. Ich konnte sie nicht haschen. Bald war sie mir nah, bald weit entfernt. Sie sprang zurück, war hinter mir, an meiner Seite, war hinter den Büschen, – und aus dem Farnkraut lockte ihr leises, klangvolles „Komm!“ ...

Dann stand sie still, war atemlos, drückte die Hand auf das Herz.

„Wir wollen weitergehen“, sagte sie, und hing sich an meinen Arm.

Wir kamen in einen anderen Wald. Vogelbeerbüsche und Weißdorn machten den Durchgang schwierig. Über kurzem Waldgras wölbten sich junge Eichen, standen eng beisammen in einer grünen Nische. Georgette ließ sich auf die Knie nieder und spähte durch die Mauer der Blätter. Sie bog die Zweige auseinander und verschwand jenseits des Unterholzes. Nur ihre Hand winkte mir zu folgen, ehe sie unsichtbar wurde.

Ich kroch nach. Vor mir öffnete sich die Enge. Über eine Lichtung verstreut standen hohe Lärchenbäume, Ulmen säumten das Versteck.

Georgette war verschwunden. Ich suchte mit den Augen die Tiefe der Dämmerung. Nichts regte sich.

„Georgette!“ rief ich.

„Hier!“ erwiderte sie. Aber ich konnte ihre Zuflucht nicht entdecken.

„Hier!“ wiederholte sie. – Ich bemerkte ihre weiße Bluse unter einem Weidenbaum. Sie lag im Grase, die langen Ruten mit den spitzen Blättern neigten sich über sie.

Ich ließ mich neben ihr nieder.

„Du weißt nicht", sagte sie, „wie ich diesen Wald liebe." Dabei streichelte sie aufs neue meine Hand, die neben der ihren ruhte. „Wie ist mir die Heimat in die Seele gewachsen. Jede Krümme dieser Ströme, jeder Berg am Rande des Umkreises, jeder Turm in der Ferne sind mein, weil meine Augen seit dem Zerreißen der Kinderträume auf ihnen ruhten, sie suchten, ihr Bild in mein Herz leiteten und in der Erinnerung festhielten."

Sie blähte die Nasenflügel. „Und der Duft, der in diesem Walde liegt, der Duft der Felder, der Atem der Wiesen! – Ich habe Reisen gemacht in die Alpen, ans Meer, in den Süden. Nirgends duften die Wälder wie hier, nirgends weht der gleiche Hauch des Laubes, der Erdgeruch, der Weihrauch der hohen Fichten, die im Gebirge stehen."

„Lache nicht", bat sie, und zog einen Grashalm durch den Mund. „Ich schmecke die Kraft unserer Pflanzen, wenn ich in solchen Halm beiße. Und nichts ist dem Weine zu vergleichen, der nach unserer Erde schmeckt. Vielleicht gibt es bessere Reben anderwärts, auf wärmeren Bergen. Aber nirgends duftet Wein so nach Heimat wie hier. – Das schönste aber ist unsere Sprache. Sie liegt in unserer Seele wie alte Lieder, wie der Gesang der Amsel und der Ruf der Buchfinken, der aus den Zweigen lockt. Wir sprechen hochdeutsch und lernen französisch. Aber wenn wir böse sind – oder wenn wir lieben, dann können wir nur alemannisch reden, und unsere Gedanken formen sich nur in diesem starken, herrlichen Laut."

„... Gell-dü? ..." – fragte sie und schaute mich an.

Ich hielt ihre Hand an meine Wange und sah, wie sich die Brust der Freundin senkte und hob. Sie wandte sich mir ganz zu, ich legte den Arm um die junge Gestalt. Dann schauten wir uns in die Augen, ohne ein Wort zu reden, und suchten in den Zügen unserer Gesichter die Lösung des Rätsels, das wie ein Traum um uns war. – Über uns rauschten die Bäume, der Weidenstrauch nickte. Aller Wille in uns schlief. Wir fühlten nur die Zusammengehörigkeit unserer Seelen und wunschlose Seligkeit im Beisammensein leidenschaftsloser Liebe. – In der Ferne klang der Schrei der Fasanen; am Bach lockten die Wasserhühner.

Uns war, als vergingen uns die Sinne. Nur Licht und der unbewußte Schein der Dinge umfloß uns. Georgettes Kopf ruhte auf meinem Arm, ihre freie Hand lag in meiner Rechten. Die Knie waren leicht gebogen, der rote Rock streifte mich. Ich fühlte ihre Wärme und trank ihren Atem.

Wir wußten nicht, ob uns diese Seligkeit Stunden bannte, oder ob wir nur einen Augenblick ausgeruht vom Spiel und Weg durch die Wildnis. In uns war kein Fragen und kein Staunen, als wir merkten, daß die Sonne sank und das Licht sich änderte. Es begann zu schwanken, bewegte sich in stummen Tönungen, welche die Blätter golden berührten.

Verwirrt wandten wir die Augen voneinander. Georgette zog die Hand aus der meinen und hob den Kopf, als lausche sie in die Ferne. Nur das Schilf am Schwarzwasser flüsterte. Braune Rohrkolben nickten im Abendwind.

Wir erhoben uns und flüsterten einander zu, daß wir weitergehen müßten. Wir wagten nicht laut zu sprechen und schlichen auf den Fußspitzen, als höre uns ein überirdisches Wesen, das sich hinter den Bäumen der Lichtung verbarg. Als wir nach dem Schlupf suchten, durch den wir gekommen waren, fanden wir die Stelle nicht. Großblumige Winden rankten an den Büschen, die ihre zartweißen Kelche schlossen, in denen wie in einem seidenen Becher Tautropfen funkelten, die der Tag nicht ausgetrunken hat. Weiter abseits blühte Blutweiderich.

Wir drängten uns durch die Zweige am Uferrand. Der Boden war weich; wir standen vor undurchdringlichen Schleiern aus grünem Geflecht und verstricktem Geäst.

Dann gingen wir zurück, schlugen die Zweige auseinander und lugten nach dem Wege. An einer Tanne vorüber führte ich Georgette an der Hand, bis wir einen Pfad fanden, der auf die Fahrstraße mündete.

Wir gingen schneller. Kein Mensch begegnete uns. Fledermäuse begannen zu fliegen, als wir den Flußlauf überquerten und die Holzbrücke unter unseren Füßen hallte.

Weiter, nur weiter. –

Georgette lief vor mir her. Sie konnte es nicht erwarten, bis die Lichtung kam. Als wir aber den Weg verließen, um dem Reitweg zu folgen, blieb sie plötzlich stehen und zeigte mit ausgestrecktem Finger auf ein Fort, dessen grasige Wälle stumm herüberdrohten. Hinter der Erdmauer blinkte der Rhein, und auf der Terrasse einer Holzbaracke saßen Soldaten hinter einem Glas Bier und rauchten.

Wir sprachen nicht, verstanden uns aber und kehrten in das Dunkel des Waldes zurück. In einem Holzschlag fanden wir Himbeeren, die wie große Blutstropfen in den hellen Ranken hingen. Wir rasteten auf einem gefällten Baum. Frischer Holzgeruch lag über dem Boden, der zertreten war von den Tritten der Fäller und Pferde.

Die Nacht sank herein. Warm und sehnsüchtig wehte der Wind vom Westen. Georgette suchte nochmals meine Blicke. Ihr Gesicht näherte sich mir ganz und sank an meine Brust. Sie schlang leicht die Arme um mich, deren Schwellung ich fühlte wie die Berührung kühler und geschweifter Blätter.

„Wenn ich mir mein Leben gestalten könnte", sagte sie, „wie es in mir träumt, wenn alle Vorstellungen schweigen, denen ich mich unterordnen muß, – so solltest Du mein Geliebter sein. Nur dein Wille sollte mich leiten. Wir würden am Waldrand ein Haus erbauen, in dem wir uns verbergen könnten, und dessen Garten sich in den Wald verliert. Wir würden einfach leben, uns einfach kleiden, – wir wollten uns lieben wie Blumen, die sich im Winde neigen. Als ich ein Kind war, habe ich mich schon nach Dir gesehnt, – nach Deinem starken Arm, der mich hält. Als Mädchen erschaute ich Dich im Traum. Ich kannte Dich, ehe ich Dich sah. So wie Du bist, kannte ich Dich. Wärest Du kleiner gewesen oder ein Riese, mein Herz hätte nicht zu Dir gesprochen und gepocht, als ich Dich erblickte. So wie Du bist, erträumte ich Dich. Nicht mit der Goldmähne der Nordländer, nicht mit dem schwarzen Haar der Brüder dort", . . . sie zeigte nach Westen, wo die letzte Helligkeit verschwunden war, –

„nicht in der Überfülle der Muskelkraft und nicht in der Schwäche bleicher Gelehrsamkeit: lebendig, wie Du bist, warst Du mein und ich bin Dein, wenn ich mein Herz frage."

„Laß mich zu Deinen Füßen ruhn", sagte sie nach einer Weile und glitt aus meiner Umarmung. „Ich will Dich über mir wissen, will auf Dich sehen, wenn der Mond kommt."

Sie schmiegte sich im Liegen an mich und suchte mit den Augen in der Ferne. Ein lichter Fleck stand am Himmel zwischen feinem Gewölk. Hinter den Bäumen schrie eine Eule.

Dann heftete sie die Blicke auf mich und war still. Ich sprach zu ihr mit leisen Worten. Von meiner Jugend. Von meiner eigenen Einsamkeit in der Welt. Von der Schwere und Schönheit des Weges, den meine Seele ging und mein Geist suchte, von der Sehnsucht nach einer Brücke, welche sich von den Gesetzen der Dinge zum Willen des Schöpfers spannt über die Schlucht, in der die Menschen sich drängen in der Unruhe der Tage und im Kampf um die Antwort auf den Sinn des Lebens, nach dem der Schrei der Zeiten und die Entwicklung fragt. Ich erzählte von der männlichen Innerlichkeit, die allein steht in der Welt, bereit zu dienen und Glied zu sein in jener Entwicklung, – und von der großen Sehnsucht nach Liebe, nach Verstehen, nach dem Lauschen eines Ohres, das mich hört, nach der Berührung einer Hand, die sich mir nicht entzieht, – nach dem Duft weichen Haares, das ich halten möchte in der Erregung süßer Erwartung und Hingezogenheit.

Ich beugte mich nieder. Georgette kam mir entgegen. Ihre Haarflechten lösten sich, und meine Hände folgten der niederwallenden Flut, die sich um Schultern und Brust der Liegenden schmiegte. Der Mond kam hinter den Wolken hervor. Georgettes Bluse hatte sich geöffnet. Unter dem Spitzenrand ihrer Wäsche blühten die Hügel ihrer Brust.

Ich wagte nicht, sie zu berühren. Einzig ihr flutendes Haar hielt ich in den Händen. Ich kniete neben ihr, sank neben sie, war bei dem warmen Leib, schmiegte mich an sie wie von den Händen des Schicksals gezwungen.

Mein Mund fand den ihren. Und wieder versank um uns die Welt in Finsternis, in Unbewußtheit, in den Zauber der unbewegten Nähe und des Rauschens, das uns untertaucht wie Blumen der Tiefe, die am Grunde des Meeres blühen.

Georgettes Wangen waren naß von Tränen. Sie erwiderte meine Küsse, und auch meine Augen waren naß. Wir tranken die Zähren unseres Glückes, das bitter war und selig zugleich in der Furcht des Verlustes dieser Stunde.

Die ganze Nacht weinten wir in diesem seligen Glück und in der Angst vor der Wirklichkeit. Und lächelten uns zu. Alle winzige Helle, die uns der Himmel schickte, nahmen wir als Geschenk, mit dem wir uns auffingen – mit Blicken, die nicht zu vergessen gewillt sind, und mit Wünschen, deren Erfüllung wir fürchten, deren Glück uns schreckt.

Georgettes Hände glitten durch meine Haare. Ihr Mund war an meinem Ohr. Aber sie sprach nicht. Und ich wußte, sie litt unsagbar unter der Nicht-

erfüllung der Leidenschaft – und würde leiden, wenn wir den Schleier der Unschuld zerrissen, der unsichtbar zwischen uns wehte.

Dann flüsterte ich: „Liebe Georgette!"

„Ich will nichts als Geborgenheit", sagte die Geliebte. „Ich will das Gefühl Deiner Nähe. Ich bin ruhig und sicher, wenn Du um mich bist, mag kommen, was will." – Aber sie hob abermals den Kopf und lauschte in die Ferne der Nacht.

Auch ich spannte die Sinne. Seltsame Laute waren im Wald. Hinter den Büschen quarrte eine Kröte, in der Ferne – dem Wasser zu – läuteten die Unken. Im Strahl des verdämmernden Mondes kroch ein Igel auf uns zu: ein dorniges Gespenst mit spitzem Gesicht, das sich zu unseren Füßen einrollte und liegenblieb.

Dann war es still, und die Schatten wurden zur Finsternis. Wir schlossen die Augen, vor denen purpurne Nacht wallte ... Schliefen wir? Wir fühlten keine Angst, keine Kälte, keine Ferne, die anders ist als der Zwiegesang unserer Seelen, als die Einheit all des Unendlichen, das wir in uns tragen. Wir empfanden uns als die einzige Möglichkeit der Millionen Wege, die uns führen möchten.

Erst als einige Vögel aufflatterten und sangen, öffneten wir die Augen wieder und lächelten uns zu. Die Dämmerung war gekommen. Wir warfen den Mantel ab, mit dem wir uns bedeckt hatten und der schwer war von Tau. Wir reckten die Glieder, standen uns gegenüber und umfingen uns. Uns war, wir könnten nicht müde werden, uns zu umarmen und immer aufs neue zu sagen: „Guten Morgen!" –

Dann suchten wir den Weg durch die Büsche.

„Ich möchte frisch bleiben und nicht schlafen", sagte ich. „Bleibst Du bei mir, Georgette?" –

Sie nickte. „Wir wollen baden", sagte sie und lief vor mir her, hielt Ausschau nach allen Seiten und setzte die Füße sicher wie ein Reh, das zur Tränke schreitet.

Immer wieder schlugen wir die Zweige auseinander. Die nassen Blätter streiften uns. Es war, als seien wir Wochen gewandert und liefen aufatmend nach großer Mattigkeit dem Ziele entgegen.

„Ist dort das Schwarzwasser?" fragte Georgette und wandte sich dem Schilfe zu und den Binsen, die an einem Ufer standen.

Ich bejahte. Wir schritten bachabwärts. Der Pfad war unkenntlich. Wie im Tanze liefen wir um Stämme, die unseren Weg versperrten.

Ein Dach tauchte auf. Es schützte lange Bänke und zwei Treppen, die in die klare Flut führten. Die Tür des leichten Baues war unverschlossen. Wir verriegelten sie hinter uns.

Als hätten wir uns verständigt und brauchten nur den Bildern zu folgen, die in uns waren, gingen wir jeder in einen Winkel der Hütte und begannen, uns zu entkleiden. – Zu gleicher Zeit traten wir hervor, standen getrennt an den beiden Treppen, die in die Tiefe führten, hoben die Hand grüßend und schauten uns an. Das Licht lag blaß auf unseren Leibern. Wie träumend sah ich die Schultern des Mädchens, die runden Arme, die reine Hand, welche mir winkte, das aufgelöste Haar, das bis zu Hüften und Schenkeln niederrieselte. Ihr Blick suchte mich. Meine Brust war gespannt, meine Gestalt reckte sich in der kühlen Luft. Dann schritten wir vorwärts, stiegen nieder, das klare

Wasser umspülte uns. Gegen die Morgenkühle kam es uns warm vor in der Flut. Unsere Füße standen auf den Kieseln des Grundes; über dem Spiegel der wallenden Fläche tanzten die Brüste des Mädchens und hoben sich meine Schultern. – Wir breiteten die Arme wie zu ferner Umschlingung, neigten uns, schwammen aufeinander zu, hielten an. Ich ruderte weiter, schnell, von Kraft durchflossen. Georgette folgte mir, eifernd, es mir gleichzutun. Dann floh sie vor mir. Ihre weiße Gestalt war rosig geworden, ihre Bewegungen kraftvoll und anmutig zugleich. Über ihrem schimmernden Rücken, der in edler Linie verlief, schwamm das feuchte Haar in glitzernder Fülle.

Georgette wandte das Haupt, begierig, ob ich ihr folgen werde. Ein leiser Schrei entfuhr ihrem roten Mund, als sie mich neben sich bemerkte. Sie machte eine Biegung wie ein Fisch und glitt in die Wasserpflanzen, deren Stengel und Blätter oberhalb der kiesbedeckten Schwimmbahn sich wiegten. Ich schaute ihr nach.

Sie warf sich über die Fläche, daß die Flut klatschte. Rauschend stießen ihre Füße nach auswärts und hinten. Aber sie kam nur langsam vorwärts in dem Gewirr der Fasern und Halme. Sie hatte eine Stelle im Auge, an der sie haltmachte. Hell stand ihr Leib zwischen den keisrunden und herzförmigen Schildern der schwimmenden Pflanzen; sie hob die Arme, ward aufrechtgehalten durch die langsam tretende Bewegung der Füße. Ihre Augen leuchteten grau. Die Hand, von der Tropfen sprühten, griff zwischen das Blattgrün der Wasserlilien, schob die Teichlinsen beiseite, schlug nach der grünen Wasserpest. Wie Pfeile

schienen die vertriebenen Blätter nach ihr zu zielen. Ihre Finger pflückten und rissen an den Seerosen. Dann wandte sie sich um, lachte mir zu, zeigte runde große Früchte in der halbgeöffneten Faust und versuchte, auf mich zuzuschwimmen.

Ich mußte ihr zu Hilfe kommen. Die lianenartigen Triebe der Tiefe hielten sie fest, ringelten sich um unsere Beine, legten sich wie Netze um unsere Leiber, streichelten uns, tasteten uns ab.

„Gib mir die Hände!“ bat ich.

Georgette schüttelte den Kopf und hob die Faust, welche zwei grüne Früchte der Nenufar-Blume umklammerte, die hier im Frühling blühte.

„Ich darf nicht“, keuchte sie; „halte mich!“

Ich umschlang ihren Leib und ruderte langsam auf das klare Wasser zu, in dem der Kies die Wucherpflanzen vertrieben hatte. Wir fanden Boden, aufatmend und glücklich. Wir hielten uns umfaßt, als könnten wir uns nicht lösen in der silbernen Flut, und die Seligkeit des Sich-findens war um uns. Wie Heiligkeit des Neu-geboren-werdens rann Glück durch unsere Glieder, ruhiges, feierliches Glück.

Aber noch einmal löste Georgette die Arme von meinem Nacken und blickte mich an, — süß, ohne Ziel im Wunsche ihrer Lust, einzig verloren in ihr Gefühl und hingegeben an mich.

Sie führte die Hand, in der sie die Seerosenäpfel trug, an die Lippen und biß in die Frucht. Dann hielt sie die andere Hälfte an meinen Mund — und war Bitte und Wunsch, mich zu speisen. Ich aß von der Frucht. Ein seltsamer Geschmack rührte an meinen Gaumen, glitt über die Zunge, füllte den Mund. Ein

Geschmack der Fülle und Lust, nahrhafter Sättigung und ungestillten Verlangens. Abermals hob Georgette die Hand. Ich nahm den Wasserapfel aus ihren Fingern, biß hinein und reichte dem glücklich atmenden Mädchen die andere Hälfte. So aßen wir und konnten die Blicke nicht voneinander wenden, erglühend beide, erregt in der Stille unserer Neigung.

Es stiegen neue Wünsche aus dem Geschmack, der in uns war. Wie Vergessen kam es über uns, so daß wir die Arme ausbreiteten, bereit, aufeinander zuzusinken.

Da rissen die Wolken im Osten entzwei. Der Glanz der Sonne stand im Morgen, und helles Rot übergoß unsere Gestalten, schwamm in der Flut, leuchtete über den Himmel. Die Vögel sangen lauter. Schrecken blickte aus unseren erhellten Gesichtern. Das Licht rief uns in den Tag zurück. – Wir erkannten, daß wir nackt waren, und verstanden nicht, wohin wir uns verloren hatten in der Nacht und im Grau der Dämmerung, das wie Hoffnung über der Schöpfung neuer Zukunft gelegen hatte.

Wir ließen die Arme sinken. Das Wasser rauschte um unsere zusammenschreckenden Glieder, und Röte der Scham stieg in unsere Wangen. Wir eilten zu den Stufen, die aus dem Wasser führten, und ich sah, wie Georgette geduckt zu ihren Kleidern floh. –

Auch ich lief in meinen Winkel, und zitternd verbargen wir das Sinnenspiel der Liebe in unseren Gewändern.

Wir hatten die Frucht der Lilie gegessen und wußten, daß wir nie wieder voneinander lassen könnten, – wie die Sage erzählt, daß wir uns aber auch nie gehören würden in der Verstrickung des Schicksals.

Das Schilf flüsterte im Morgenwind, als erzähle es ein vergessenes Märchen.

Wir hatten das getan, was die Gesetze der Götter und die Satzung der Irdischen „böse“ nennt. Und hatten „gut“ sein wollen. Wir hatten die Gebote der Welt vergessen.

Georgette wand die langen Flechten aus, über den Rand des hölzernen Geländers gebeugt. Sie schaute verwirrt fort von mir auf ihre Füße, die in schwarzen Strümpfen steckten. Auch ich war heiß von großer Scham und blickte unter mich. Aber im Wasser sahen wir unser Bild, und unsere Augen fanden sich im Spiegel der Flut. Da lächelten wir wieder. Und schauten uns an und wurden froh. Wir reichten uns glücklich die Hand und machten uns fertig zum Heimweg. Die Bäume rauschten geheimnisvoll, und die Sonne strebte nach Süden.

* * *

Als wir den Wald verließen, war in uns die tiefe Erschütterung großen Erlebens. Weder Georgette noch ich konnten uns vorstellen, daß es kaum ein Tag war, der uns durch Glück und Verstehen geführt hatte. Waren es nicht Jahre gewesen, in denen die Zeit stillstand, und war nicht ein neues Zeitalter angebrochen in dieser Welt des Krieges und Hasses?

Wir waren ungepflegt und verwildert, aber rein, als hätte uns die Natur in ihren Schoß zurückgerufen, aus dem einst die Urväter hervorgingen, als sie den Wald verließen, um seßhaft zu sein und in Hütten zu wohnen, um welche das falbe Gebreite der Kornfelder wogt.

Wir waren rein vom Untertauchen in den Wassern der Stille. Wir hatten das Gefühl, niemand dürfe uns erblicken in unserer Gemeinschaft. Georgette schlang das feuchte Haar in strähnigen Flechten um den Kopf; ich hatte den Hut verloren, und erdige Flecken trockneten an den Knien der Hose.

Unsere Blicke glitten scheu vom Rande des Waldes über die Wiese, das Getreidefeld entlang, über die Kartoffeläcker zur Siedlung hinüber. Wir beschleunigten die Schritte, um zur Hintertür des Gartens zu gelangen, wo die Weinrebe am Stall uns den Augen unsichtbarer Späher verbarg.

Ich öffnete leise die Haustür. Wir schlichen durch die Küche, die Treppe hinauf. Vom Wohnzimmer aus spähte ich in die Schlafstube. Mein Bett stand unberührt; Hugo war – wie ich vermutet hatte – weggegangen, sang im Konservatorium oder erteilte Unterricht in der Stadt.

Ich ergriff ein Handtuch und ging ins Wohnzimmer zurück. Georgette hatte ihre Haare wieder gelöst und spiegelte sich in der Fensterscheibe. Ich trocknete ihre Flechten, wand sie liebkosend in den Fingern. Sie waren wie Strahlen eines seltsamen Lichts, wie die Flut des Glücks, wie Netze, in denen sich die Gedanken verfangen, waren lebendig wie Schlangen, die sich um meine Arme ringelten und mit mir spielten. Ich streifte sie ab und band das Tuch um das Haupt des lieben Mädchens, das mich lächelnd gewähren ließ.

„Warum bist Du nicht im Krieg?“ fragte sie nachdenklich. „Du bist stark und schön. Alle Männer stehen im Felde.“

„Ich war draußen“, erwiderte ich, „in den ersten Kriegswochen, in den Bewegungsschlachten vor dem Kampf in den Gräben. Ich stand bei Mülhausen, kämpfte bei Saarburg, stürmte in den elsässischen Bergen, bis wir uns festgerannt in den Schluchten und an unersteiglichen Höhen.“

„Und dann?“ fragte Georgette weiter, als ich schwieg. Ihre Augen ruhten forschend auf mir.

„Du hast es nicht gesehen, als wir im Schwarzwasser waren?“ sagte ich.

Georgette errötete und schüttelte den Kopf.

„Ich war verwundet. Eine Narbe ist auf meiner Brust und eine Ausschußstelle am Rücken. Eine französische Kugel hat mir die Lunge durchschlagen. Doch man hat mich ausgeheilt. Jetzt bin ich ganz gesund.“

„Und wurdest nicht wieder eingezogen?“ Georgettes Stimme klang besorgt.

„Ich habe Urlaub. Zwei Wochen noch. Ein paar Tage darüber.“

„Dann gehst Du in den Krieg?“

Ich schüttelte verneinend.

„Ich werde dich lange nicht sehen?“ Es lag ein Flehen in der weichen Stimme der Freundin.

„Doch, Georgette“, tröstete ich. Der Gedanke, die Geliebte nicht mehr sehen zu dürfen, war wie Angst. Und gleichwohl war sie die Braut eines anderen, der in der Feldschlacht sein Leben aufs Spiel setzte, der in den Schützengräben von Trommelfeuer überschüttet wurde, beim Sturm auf die feindliche Linie aufsprang im Regen der Geschosse, unter dem Heulen der Granaten und im Tacken der Maschinengewehre.

„Wo bist Du eingestellt?“ klang ihre Stimme an mein Ohr.

„Bei der Briefzensur“, erwiderte ich; „als Dolmetscher.“

Georgette sann nach. Sie seufzte. Ihre grauen Augen glitten durch das Fenster. Dann wandte sie sich ins Zimmer und bat: „Darf ich ein wenig ruhen? Dort auf dem Sofa, eine Stunde nur?“

Ich nickte. Meine Hände betteten sie, breiteten die Schlafdecke über sie, legten das Kissen unter ihren Kopf. Mein Tuch war um ihr Haupt geschlungen wie ein Turban. Sie schloß die Augen und schlief ein, unvermittelt wie ein Kind. Ihre Glieder waren entspannt, die Füße leicht angezogen, die Arme über der Brust verschlungen.

Was mochte sie träumen? Ein Lächeln umspielte den Mund, der mich geküßt hatte in der Dunkelheit der glücklichen Nacht. Die Liebe der Bestimmung war über uns gekommen, hatte uns alles vergessen lassen, die Menschen, die Zivilisation, alle Bindungen des Lebens. Dies Sich-finden war kein Unrecht gewesen in der Schicksalhaftigkeit seines Zwanges und in der Nötigung zur Seligkeit. Aber mußte nicht diese Begegnung einmalig bleiben wie ein heller Schein, der den Himmel überfließt in warmer Sommernacht und nicht wiederkehrt, so sehr ihn die Augen auch suchen? – In Frankreich kämpfte ein Soldat um dies Mädchen.

Mir schwindelte, und ich verließ das Zimmer.

Ich bereitete in der Küche eine einfache Mahlzeit. Das kleine Eßzimmer schmückte ich mit Blumen aus

dem Garten, mit Kapuzinerkresse und Löwenmaul, mit Bandgras und einer roten Rose. Aber es dauerte lange, bis Georgette herunterkam und mich anlächelte. Sie hatte sich gekämmt und war ausgeruht; doch sie war blaß und seltsam bewegt.

Wir aßen an dem schmalen Tisch, auf den ich eine Serviette gebreitet hatte. Es war eine Freude zu sehen, wie Georgette die Silbergabel und das Messer handhabte und nach Butter, Brot und den Birnen griff, die zwischen uns standen.

Auf einmal sagte sie: „Ich muß an Gaston denken ..." Gaston war der Name ihres Verlobten. –

Sie hörte auf zu essen. Wir schauten uns in die Augen und schwiegen erschrocken. Dann weinten wir lange – ohne das Gefühl, uns dieser Tränen schämen zu müssen. Und blickten uns an, als müßten wir das Bild unserer Gesichter uns tiefer einprägen, als könne die Zeit unsere Züge verwischen, oder als werde ein Schlaf kommen, nach dessen Erwachen wir glauben müßten, unsere Begegnung sei nur ein Traum gewesen in der Nacht nach einem heißen Sommertag. In meinem Munde war der Geschmack der Lilienäpfel, mein Herz war voll jener Traurigkeit, die ohnmächtig am Lager von Kranken steht, zu deren Häupten wir den Tod erblicken. – Ich heftete die Rose, die auf dem Tische stand, an Georgettes Brust. Die dunkle Blume sah aus wie Blut, das aus ihrem Herzen quoll.

Wir wagten nicht zu sprechen. Wir erhoben uns; unsere Hände ruhten ineinander und unsere Augen wurden trocken. Georgettes Blicke gingen über mich hinweg und hingen unverwandt an einem Bild des Straßburger Münsters, das neben der Tür träumte.

Dann winkte sie – und wir verließen stumm das Haus, in dessen sonnendurchschienenen Kammern die Einsamkeit ihre wortlosen Lieder sang.

Ehe wir die Tür öffneten, streichelte Georgette meine Wange und bot mir Stirn und Mund zum Kuß. Dann begleitete ich sie zur Straßenbahn, ohne eine Verabredung mit ihr getroffen zu haben.

Ich kehrte um, warf den zerknitterten Rock über einen Stuhl und schlief lange tief und traumlos.

... Als ich erwachte, hörte ich Hugo im Wohnzimmer hin und her gehen. Sein Schritt war gestrafft, er summte Loewes „Meeresleuchten" vor sich hin. Die Stimme war voll und weich, doch ich fürchtete mich, ihm zuzuhören. Ich hatte Angst vor dem Zusammensein mit ihm, vor dieser Einsamkeit zu zweit, die mir unecht vorkam, unerträglich, peinigend und angefüllt mit Spannungen, die uns ungerecht machen und unduldsam.

„Ich reise heute abend", sagte der Freund, als ich nach langem Zögern aufgestanden war und ins Zimmer trat. Ich schämte mich der Erleichterung, die mir diese Mitteilung bereitete, aber lehnte es ab, den Rest des Nachmittags in einem Café zu verbringen. Ich schützte eine Besorgung vor, verabschiedete mich und versprach, das Haus in den Tagen unserer Trennung nicht allein zu lassen.

Wirst Du mir verzeihen, Hugo, wenn Du diese Zeilen liest? Wirst Du verstehen, warum ich über all das schwieg, was ich erlebt hatte, und verbarg, was sich während Deiner Abwesenheit ereignete? ... Es waren jene unwägbaren, schwebenden Stimmungen, die allein für den vorhanden sind, der sie in sich trägt, und die

die Zweisamkeit nur vertragen in der Gemeinschaft des Erlebens.

Ich ging in den Wald und irrte auf den Wegen, die wir gestern beschritten, suchte die Pfade und Stellen, die noch immer ein tiefes Glück zu hauchen schienen in der Erinnerung und den Duft ausströmten, der wie der Hauch fruchtbarer Erde ist, von Wohlgerüchen frischer Pflanzen durchsetzt und gesättigt, – der Duft, der ganz leicht von Georgettes Körper ausging, der in ihren Haaren haftete und in ihrem Atem war.

Als die Sonne tief über den Vogesen stand und die Schatten sich längten, ging ich an dem Fort vorüber, vor dessen geradlinigen Wällen wir gestern in den Wald zurückgewichen waren. Wieder sah ich auf der Veranda des Holzbaues die feldgrauen Soldaten sitzen, welche rauchten und das Bier der Kantine tranken. Ich setzte mich zu ihnen. Der Wirt stellte mir einen Teller Backfische vor, war gesprächig trotz meiner Schweigsamkeit und erzählte von dem Leben der Wachen hier draußen am Rhein, welche Fallen für die Wildkaninchen stellten und Fische angelten, oder – so sehr es auch verboten war – Barsche, Hechte und Schleien mit Handgranaten töteten, indem sie die Geschosse ins Wasser warfen, so daß sie in der Flut mit dumpfem Krachen zerplatzten.

Nebel krochen aus dem Strom als es dunkelte. Meine Brust schmerzte. Ich erhob mich und ging langsam über die Rheinarme im Schatten der Bäume, welcher Georgette und mich gestern geborgen und mit der Fülle des Glücks umflutet hatte.

Dann saß ich allein im Hause der Einsamkeit. Nichts war um mich als die Sehnsucht, die ziellos ist und aus

Trauer und den Erinnerungen an unser Glück in der Seele zu einem langsam gleitenden Strome zusammenfließt. Mein Kopf beugte sich vor, die Augen fielen mir zu.

* * *

Als ich erwachte, fühlte ich mich zerschlagen und krank. Das rosige Licht der Ampel flutete durch das Zimmer, aber meine Augen brannten, und Schatten hockten in den Ecken, die ich sonst nicht gesehen.

Ich erhob mich mühsam und trat an den Bücherschrank, ergriff aufs Geratewohl ein Buch, um zu lesen, wenn ich nicht schlafen könnte, löschte das Licht und entkleidete mich im Schlafzimmer. Alle Glieder schmerzten, Fieber hämmerte in meinen Pulsen.

Im Bett kam Halbschlaf über mich. Die Wirklichkeit verlor ihre harten Grenzen, die Gedanken breiteten sich aus, Wünsche tanzten ungehemmt vor mir in bunten Bildern; der Wille schlummerte.

Hatte mich die Nacht im Walde oder das Bad im Schwarzwasser krank gemacht? War es die Frucht Nenufars gewesen, die ich mit Georgette gegessen hatte? Immer noch spürte ich den Geschmack der Sättigung und des Verlangens auf meinen Lippen, im Munde. Glück und Betrübnis durchrieselte meinen Leib, in meiner Seele rangen Selbstbehauptung und Hingabe, die erhebende Kraft zur Heiligkeit mit dem Sinken in die Tiefe, in Triebhaftigkeit, in Verwerfung. Fieber und Erregung umringten mich wie unsichtbare Flammen der Hölle.

Vor meinem Geist stand das Bild dessen, was ich erlebt hatte, und Georgette stand neben mir. Aber die

Erinnerung verschob sich. – Waren wir nicht aus dem Walde getreten als zwei Neugeschaffene, die nach ihrem Recht verlangen? Hatten unsere Blicke nicht auf dem weiten Land ringsum geruht, das aus der versunkenen Vergangenheit emporstieg wie neu entdeckte Erde, die nur uns gehörte, wie sie den Vätern zu eigen war, – Erde, welche wir erfüllen würden mit unserem Fleiß, mit unserer Kunst, mit dem Glück unserer Kinder und Enkel?

Aber über den Bergen im Westen stand Frankreich und spähte nach dem Rhein, – stand dort als alt gewordener Krieger mit der blauweißroten Fahne in der Linken, das gezückte Schwert nach Osten gerichtet und die Augen auf Georgette gewandt.

Mir war, als stehe ich noch in der Feldschlacht wie in den ersten Tagen des Krieges. Ich riß den Säbel aus der Scheide, wie ich in den Schlachten getan, die ich gekämpft hatte. Ich lief dem Wasgau zu mit der Schnelligkeit wegekundiger Füße und stürmte die Berge empor, rang mich von Klippe zu Klippe, sprang auf Schroffen und über Schluchten zum Gipfel der Höhe, an welcher die Quellen sich scheiden und die Sprachen sich trennen.

Dort stand Gaston. Er war es. Frankreich hatte ihn geschickt, Georgette an sich zu reißen und die Fahne am Rhein aufzupflanzen, die er in Händen trug.

Hinter ihm lag sein Land, umzogen von Schützengräben, wimmelnd von den Söhnen seiner Erde. Tausend Geschütze grollten und spien Flammen gegen mich, eiserne Kriegswagen rollten die Abhänge hinan; die Massen stürmten nach Osten. Aber es waren nicht Frankreichs Männer allein. Neben wetterharten Bre-

tonen und Normannen, neben den Söhnen der Ile de France, den schwarzäugigen Provencalen und Alpenjägern aus Savoyen drängten sich englische Tommies und amerikanische Yankees, stritten italienische Garibaldianer, östliche Russen und Rumänen vom Ponthus. Dann aber drängten Japaner heran, Tonkinesen, Anamiten und Inder. Und aus den Fronten sprangen in langen Sätzen wie wuterfüllte Panther die Bewohner Afrikas: braune Berber und Fellachen, Neger vom Gürtel der Erde, – Schwarze vom Senegal, aus den Wäldern der tropischen Welt.

War das Frankreich?

Gaston verstand mich, ohne daß ich ein Wort gesprochen hätte, und blickte zurück in das Herz seiner Heimat. Dort standen die Reben um weiße Schlösser, reiche Dörfer drängten sich an silbernen Strömen, auf denen die Schiffe langsam glitten mit Fässern voll Öl, mit Feigen und Orangen. Die Kornfelder wogten, und Bahnen rollten im Norden, mit Kohle und Eisen befrachtet.

„Nährt Euch das nicht, daß Ihr Euch in Bewegung setzt wie die Völker der Frühzeit, denen der kärgliche Acker nicht das Brot trug, das sie brauchten?"

Gastons Stirn umwölkte sich. Seine Lippen formten Worte, die wie die Erregung vergewaltigten Rechts zu mir drangen. „Wir haben nicht angefangen!" rief er. „Ihr habt uns dies Land geraubt!"

„Wir nahmen zurück, was unser war nach Volk und Geschichte. War nicht das Elsaß deutsch seit Mersen und seinem Eid?"

„Ihr wurdet von uns überwunden im Dreißigjährigen Krieg!"

„Das Unglück Deutschlands wurde die Grundlage Eures Begehrens!“

„Mein König und seine Heere stützten sich auf geschriebenes Recht.“

„Ein Recht spitzer Federn und nicht seines Blutes!“

„Wir brauchen den Rhein!“ erwiderte Gaston ernst und verbissen: „Dort liegen die Erze Lothringens und wohnen die ewig schwankenden Menschen der Grenze, die fruchtbar sind und unverbraucht. Wir sterben ohne dies Blut.“

Mitleid überkam mich. Die Gestalt Gastons verschwamm vor meinen Blicken, aber ich wußte: Das Frankreich der Zukunft wollte sich verlieren in die Uferlosigkeit fremder Artung, in die Verbrüderung des alt gewordenen, kulturgesättigten Blutes seiner Frauen und Söhne mit Marokkanern, mit den Arabern aus Algier und den Schwarzen vom Sudan und Gambia, von Niger und Kongo, – und mit den Alemannen am Rhein... Galten wir den verzweifelnden Politikern in Paris nichts als der Dünger der Völker, nichts als lebendiger Schutt zum Auffüllen ihrer Wege, auf denen die Größe und der Ruhm Frankreichs rollten? – Der Staat würde siegen, und Frankreich würde vergehen, nachdem die Guillotine der Revolution die fränkische Adelsschicht hingerafft und den Weg zum Durchbruch des Galliertums freigegeben hatte.

Waren wir dazu da, die verhängnisvoll werdende Kinderlosigkeit des Westens aufzuhalten? auf einer Stufe mit dem Samen der Kolonien und dem Überschwang fremder Rassen?

Und ich wußte: die Zeit werde kommen, in welcher fremde Lehrer in den Schulen, die Beamten in den

Schreibstuben, die Soldaten in den Kasernen im elsässischen Gau walten würden – und Kolonialzulagen beanspruchten wie die Offiziere in Cochinchina, in Cayenne, auf Madagaskar und den Inseln der Südsee.

Ich stöhnte. Würde es möglich werden, die Blicke Frankreichs auf diese Entwicklung zu lenken?

„Gaston!" rief ich, „wenn Ihr den Krieg mit den Waffen gewinnt, – Ihr verliert ihn, weil Ihr das Frankreich der Geschichte sterben laßt!"

Aber Gaston war verschwunden, und ich fand mich im Gemach der Einsamkeit, aus dem Halbschlaf des Fiebers auffahrend, – und fühlte nichts in mir als den Wunsch nach Versöhnung und die Sehnsucht nach Frieden zwischen den unglücklichen Völkern, die wie Abel und Kain die Hand gegeneinander hoben.

Neben diesen Bildern wuchsen klare Gedanken, die vor mir im Raume standen, als fehle ihnen die Möglichkeit der lebendurchpulsten Erfüllung:

„Wir müssen die Ursachen des Krieges überwinden. Wir wollen den Urgrund unserer Ziele bewußt machen. Wir wollen uns auf uns selbst besinnen – Franzosen und Deutsche, auf unsere Kultur, unsere geistigen Kräfte, die Notwendigkeit gegenseitiger Ergänzung, auf die Wege der Gemeinsamkeit, die Unüberwindlichkeit einer Freundschaft. Wir müssen an den Untergang westlicher Zivilisation denken, die sich selbst zerfleischt, an den drohenden Tod des Abendlandes, der aus dem Osten heranschleicht, der nur vom Bunde des Westens verscheucht werden wird. – Wir könnten glücklich sein durch die Errungenschaften der Technik,

in der Urbarmachung der Wüste, in der Ausstrahlung von Vernunft und aller Schätze geistiger Tiefe und Höhe. Und wollen nicht begehren des anderen Land. Wollen nicht deutsche Frauen zur Aufzucht deutscher Feinde bestimmen. Wollen uns die Hände reichen und uns verstehen, bis wir uns in Liebe gegenübertreten: die freiwillig das gibt, was wir heute durch Gewalt erstreiten; bis die Möglichkeit eintritt, daß friedliebende Franzosen deutsche Mädchen lieben, daß deutsche Jünglinge um die Töchter in der Fremde freien, in denen das Frankenblut wieder erwacht ist, die sich als Gleichwertige und Gleichberechtigte fühlen, zwischen denen der Krieg und seine alte Notwendigkeit zur Undenkbarkeit wird. Beide Völker müssen stark werden, – stärker als heute, stärker als je. Aber nur stark aus sich selber. Dann wird der Bund dieser Starken unüberwindlich sein ..."

Die Nacht war vergangen. Sonnenaufgang glühte in meine Kammer. Fieber raste durch meine Adern wie unsinnige Freude und hemmungslose Hoffnung. Doch ich konnte mich nicht regen. Ich würde allein sein mit meinen Gedanken; sie würden verflattern und mit mir sterben.

Ich hatte plötzlich Sehnsucht nach Menschen, nach dem Gesicht eines Wesens, das auf dem Boden der Erde stand und mit gesunden Schritten durchs Leben ging. Aber ich blieb allein.

Stunden vergingen. Der Vormittag kam, der Tag wuchs. Im Nachbarhause hörte ich die Stimmen der beiden Mädchen, mit denen ich neulich gesprochen hatte. Sie sollten den Arzt holen. Ich pochte an die Wand neben dem Bett. Drüben wurde es still.

Wieder klopfte ich. Niemand gab Antwort. Verzweifelt hämmerte ich an die Mauer. Dann hörte ich entrüstetes Schelten und die Warnung, Ruhe zu geben, sonst werde man Anzeige erstatten.

Da sank ich in die Kissen zurück und schlummerte ein.

* * *

Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustand der Hilflosigkeit und bewußtloser Schwäche lag. Es waren wohl nur wenige Stunden, denn die Sonne stand noch hoch am Himmel, als ich wieder zu mir kam. Schmerzen und Unruhe waren vergangen; ich hatte nicht Hunger noch Durst, und das Verlangen, Menschen zu sehen, schwieg. Alle Ereignisse der vergangenen Tage lagen wie in weiter Ferne.

Ich wollte nicht denken. In mir erhob sich der Wunsch, mich führen zu lassen von einem starken Geist, einer Melodie zu lauschen, einem Liede nachzusinnen, fremde Bilder in schöner Gestaltung zu sehen. Ich griff nach dem Buch, das ich gestern aus dem Schrank gezogen hatte.

Es war Gottfried von Straßburgs Gesang von Tristan und Isolde.

In meiner Seele löste sich die Starrheit und Kühle. Mir war, als kehrte ich in meine eigene Welt zurück, die ein Großer vor Jahrhunderten in Bildern eines anderen Lebens geschaut hatte, und deren helle Verse zu mir klangen wie aus der Gegenwart.

Riwalin und Blanceflour standen wie meine eigenen Eltern vor mir; hinter Rual, dem Treuen, sah ich meinen Lehrer des Lebens stehen. Ich las und las;

König Marke nahm die Züge Gastons an, wie ich sie mir vorstellte, und Georgette stand als Isolde neben mir auf dem Schiff und nahm mit mir den Liebestrank. Und teilte mit mir die Irrwege ihrer Liebe.

„Nie ist die Hölle schöner geschildert worden!" hatten einst meine Lehrer gesagt, als der Name Gottfried von Straßburgs in Knabentagen an mein Ohr drang. „Und darin liegt dieses Liedes Lob und Schuld. Denn Tristan und Isolde machen die Hölle begehrenswert."

Ich ließ das Buch für einen Augenblick sinken und träumte. – Wenn Gaston diese Verse gelesen hätte, würde auch er sich als Tristan fühlen und in Georgette, im Elsaß, im ganzen überrheinischen Land und Volk Isolde erblicken, die er dem König zu entreißen trachtet? Und würde Isoldes Herz nicht zerrissen sein zwischen Frankreich und Deutschland?

Wieder schaute ich in mein Buch und versank in die Bilder deutscher Dichtung. Nebenher liefen neue Gedanken.

Hatte nicht auch der Bruder im Westen vor siebenhundert Jahren die Sage von der Liebe Tristans zur schönen Iseut besungen? Würde Gaston nicht sagen, wenn er Bédiers Buch läse, Gottfried habe französische Vorbilder benutzt? – Aber ich würde ihm erwidern, daß alle höfische Kunst einheitlich war, und daß seine Ritter, die Sänger aus Cornwall und am deutschen Rhein, die große Einheit bildeten, nach der auch wir streben müssen: Einheit des Edelmutes, des Schutzes der Schwachen, Einheit der Verteidigung des Abendlandes und eines gemeinsamen Glaubens. – Wenn Gaston und ich den Glauben fänden, der das Leben

neu gestaltet, der die gemeinsamen Gesetze des Blutes sieht, der über die Gewalt die Treue setzt, – Frankreich und Deutschland könnten der Hort der Erde sein.

Selbst wenn wir das Elsaß verlieren müßten, brauchten wir Frankreich gegenüber nicht unbedingt territoriale Forderungen zu stellen. Doch wir erheben geistige Forderungen: das Verlangen nach Frieden und Freundschaft muß aus einem solchen Verzicht erwachsen. So kann das Land am Oberrhein die Brücke werden, die von Deutschland nach Westen führt, auf der sich die Feinde von einst die Hände reichen.

Das Elsaß würde nicht mehr begehrt und umworben sein. Es würde kein Bruderkrieg mehr sein und keine Kriegsgefahr, weil die Ursachen des Krieges beseitigt sind. Die Not und der Zerfall Europas würde die Brudervölker des Westens zusammenschweißen; gemeinsame Ziele würden erreicht.

War nicht das Kulturgut der Väter schon einmal gemeinsam? Chrétien de Troyes und Wolfram von Eschenbach sangen das gleiche Lied von Parsifal und Artus, das ein kleiner englischer Kaplan aus dem Heiligen Lande gebracht, wohin es aus Persien gekommen war. So wurde es nicht ein Lied der Engländer, nicht ein Sang der Franzosen, eine Dichtung der Deutschen, – es blieb Offenbarung der Welt in den Zungen der Völker. Es lebte in der Seele des indogermanischen Stammes.

Wenn dieser Stamm einen seiner Äste verliert, wird er zum Krüppel. Wenn Deutschland verstümmelt wird, sind seine Nachbarn mit ihm geschwächt. Denn Frankreicht braucht starke Brüder, wenn der Sturm kommt, der sich im Osten ballt.

Und braucht die Liebe des Nachbarn.

Haben wir uns nicht geliebt, trotz allem, du Land über den Bergen? Haben nicht deine Dichter und Musiker den deutschen Geist erfreut und angeregt? Hat nicht deutsche Tonkunst, haben nicht Goethe und Nietzsche, nicht Haydn, Mozart, Beethoven, Bach und Wagner den Weg über den Rhein gefunden wie umgekehrt euer Berlioz, Gounod und Bizet, wie Voltaire und Zola? Und haben doch nie Deutsche zu Franzosen, nie Franzosen zu Deutschen gemacht! Ist es nicht unklug, unsinnig und lächerlich, sich zu lieben und zu schlagen, sich zu hassen und zu beglücken, Rache zu sinnen und sich zu beschenken? Ist es der Menschen unserer Zeit würdig, ja nur verständlich, die Welt des Geistes und der Zivilisation von der Welt der Wirtschaft, des Bodens und der Politik zu trennen?!

Wer in solchem Kriege siegt, wird gleichwohl unterliegen! – ging es mir durch den Kopf, und ich griff seufzend wieder nach Gottfried von Straßburgs Buch von Tristan und Isolde.

* * *

Gegen Abend hörte ich die Tür gehen. Ich hatte wohl vergessen, sie zu verschließen. Leichte Schritte kamen die Treppe herauf. Mein Herz begann zu pochen. Ich regte mich nicht. Alles in mir wurde Erwartung.

Ich kannte diesen Schritt, der so sicher auf dem Waldboden geklungen hatte, als er vor mir herlief zwischen den Nußbäumen, auf der Waldstraße, im Gebüsch und am Ufer des Wassers, – der Schritt, der die Brücke über dem Altrhein hatte hallen machen in

der grünen Stille und in der Einsamkeit des Paradieses. – Aber ich konnte nicht glauben, daß Georgette zu mir kam, die nicht wußte, daß ich ihrer bedurfte. Es war vielleicht ein weiblicher Bote, der mir einen Brief brachte. Oder war es eine Diebin, die bettelnd an meine Tür gekommen war und nun spähte, ob sich eine Durchsuchung der Wohnung lohne?

Nein, kein Bote und kein Dieb konnte diesen Schritt besitzen. Ich sah den Fuß im schwarzen Strumpfe vor mir, den ich am Bach erblickt, als unsere Augen sich im Wasser trafen.

Langsam ging die Tür der Schlafstube auf. Da stand Georgette; ihre Hand ruhte auf der Klinke, sie trug eine frische Hemdbluse über dem roten Rock, und leichte Glut übergoß ihr frisches Gesicht unter dem wohlgeordneten Haar.

Sie räusperte sich leise.

„Georgette", begann ich; „es ist lieb, daß Du kommst."

„Ich fand keine Ruhe daheim", erwiderte sie. „Den ganzen Tag las ich in einem Buch und mußte an Dich denken, wenn ich die Seiten wandte."

„Welches Buch?" forschte ich.

Sie wurde noch röter. „Es gibt ein altes Gedicht", erwiderte sie, „das ein Straßburger erfand. Du kennst es gewiß . . ." Dabei trat sie ins Zimmer und blieb verwundert vor Gottfrieds Liede stehen, das neben mir lag.

„Tristan und Isolde", sagte sie leise. „Last Du es auch?" Ich nickte. Dann schauten wir uns lange an.

„Ich bin krank", begann ich endlich. Georgette erschrak. „Was fehlt Dir?" fragte sie ängstlich. „Fühlst Du nicht – wie ich – den Duft der Lilienäpfel in Dir? Sie sind wie lebendige Freude, machen erregt und selig

zugleich, sind wie der Duft des Frühlings und Herbheit des Herbstes, die ineinander fließen. Sie machen mich schwach und stark. Und Du? . . ."

„Ich denke ununterbrochen an Dich."

„Das macht Dich krank?"

Ich schüttelte lächelnd den Kopf. „Meine Wunde brennt, die ich im Felde erhielt", erklärte ich, „die Brust tut mir weh."

Georgette trat auf mich zu und beugte sich über mich. Sie schaute mir tief in die Augen. Dann kniete sie neben das Bett, legte die warme Wange an mein Herz und blieb stille, bis mir wohl wurde im Atem ihres Lebens und ihres Blutes, das in mich überzuströmen schien. Endlich richtete sie sich auf und griff nach meiner Hand. Sie fühlte den Puls, stand mit ernstem Gesicht vor mir und verglich meinen Herzschlag mit dem ihren.

„Die Deinen werden Dich vermissen", sprach ich, und es war Angst in mir, sie könne gehen, wenn es dunkelte.

Georgette schüttelte den Kopf. „Ich darf bleiben", sagte sie. „Ich will Milch für Dich holen – und werde von dort aus meine Mutter benachrichtigen, daß ich einen Kranken pflege. Sie wird sich wundern, aber nichts einzuwenden haben."

Dann ließ sie meine Hand sinken und verließ das Zimmer. Ich hörte sie die Treppe hinunterspringen, in der Küche hin und her gehen; der Wasserkran rauschte, ein Topf klirrte. Dann ging die Tür zur Straße.

In meiner Seele wogte Trost und Sehnsucht wie die Wellen eines unendlichen Meeres. Ich fühlte die Un-

verlierbarkeit dieser Sehnsucht und die Kraft der Genesung aus tiefer, zufriedener Ruhe heraus, wie sie nur aus der sichtbaren Pflege einer Liebenden quillt.

Die innere Welt meiner Gefühle, meiner Strebungen, meiner Vorstellungen hatte sich durch die Berührung mit Georgette verändert. In mir war eine Treue erwachsen, die ich vorher nicht gekannt. Eine Treue, die alles Denken des Ich überwand, die die selbstischen Wurzeln lockerte, welche mich umwuchert hatten wie Schlingpflanzen im Teich. Befreit atmete ich, stark in dieser Losgelöstheit und bereit, Opfer zu bringen, ja mich selbst zu opfern für den neuen Besitz.

Nun würde ich nie mehr einsam sein, selbst wenn Georgette nicht bei mir war. Ich würde sie lieben wie den Wald, wie das Land, wie die Berge unter dem Himmel, für die ich mein Blut vergossen hatte in der Schlacht und für dessen Frieden ich leben wollte, für dessen Versöhnung, für dessen Glück in der Zukunft, für dessen Bewußtwerden, das sein Verstehen und geistiges Leben ausstrahlen sollte über den Rhein und den Wasgau. Und wenn die Gewalt des Krieges, das Feuer der Geschütze, die Fülle des Eisens stärker sein würden als die Kraft des Vaterlandes, so daß mir Heimat und die Geliebte verlorengingen im äußeren Leben, – wenn Frankreich und Gaston Sieger blieben, – ich würde Dich nie verlieren, Elsaß, und nie ohne Dich sein, Georgette, denn Eure Seele war in mir.

Wieder hörte ich den leichten Schritt auf der Treppe. Georgette brachte kühlende Milch, ging ab und zu mit stillem Lächeln, fuhr mir über die Stirn, schüttelte die Kissen und zog die Decken zurecht. Alle Fenster standen offen, die Vorhänge wehten im Sommerwind.

Draußen dämmerte es. Die Geräusche der Straße wurden seltener. Duft der Reife drang aus dem Garten. Georgette saß an meinem Lager und schaute mich an. Wir plauderten über gleichgültige Dinge und waren glücklich. Dann zog sie eine Handarbeit aus der Tasche und arbeitete mit geschickten Fingern. Die schwache Glühbirne erleuchtete matt das Zimmer.

Später hielt sie meine Rechte, bis ich entschlummerte. – Als ich die Augen wieder öffnete, lag Georgette angekleidet auf Hugos Bett und atmete tief. In der Ferne rauschte der Wald, und durch einen Spalt des Vorhangs, durch den die Nachtluft wehte, sah ich die Sterne der ewigen Weite.

* * *

Als Hugos Rückkehr bevorstand, verließ Georgette das Haus. Sie war bei mir geblieben, war nur für kurze Stunden zu den Eltern gefahren, welche sie gewähren ließen.

Ich genas.

Sie hatte mich in den Garten geführt, mir in der Laube vorgelesen. Wir betrachteten die Blumen, die der Spätsommer schenkte, – gelbe Ringelblumen und Chrysanthemen, weißen Josephsstab und die ersten Dahlien in zarten und grellen Farben. Wir trugen Tisch und Stühle ins Freie und tranken Kaffee aus bunten elsässischen Näpfen ohne Henkel.

Wir bildeten uns ein, es sei Kaffee. In Wirklichkeit war es Ersatz. Denn die Not der Einfuhrsperre stand über Deutschland. Ersatz war alles, was sonst aus dem Ausland gekommen war: das Öl für den Salat, der Tee,

die Kleiderstoffe. Wir hatten Tischtücher aus Papier, Röcke aus Papier, Bindfaden aus Papier. Was wir aßen, wurde in kleine Bezugsmengen eingeteilt. Georgette holte auf der Lebensmittelstelle meine Brotmarken, die Fleischmarken, die Fettmarken, Milchmarken und die Bezugsscheine für Kleider und Schuhe. Das Brot, das wir bekamen, war gestreckt mit Kartoffeln, mit entgerbten Roßkastanien, mit Eichelschrot. Unser Mehl schmeckte bitter, war mit Mais untermischt; Rüben bildeten unsere Hauptmahlzeit, abwechselnd mit Tobinambur – den Knollen der kleinen Sonnenblume, die süßlich schmecken und früher als Viehfutter dienten.

Krieg!

An den Lebensmittelgeschäften warteten Frauen und Kinder in langen Reihen, um ihre Marken abzugeben und ihren kärglichen Anteil entgegenzunehmen.

Wir waren glücklich, ein wenig Gemüse im Garten zu ernten. Nie haben mir grüne Erbsen und Bohnen ohne Fett so gut geschmeckt wie damals. Und wie gut konnte Georgette kochen trotz allen Mangels und der allgemeinen Not. Wir kamen uns reich vor, wenn auf dem kleinen Tisch geschmorte Tomaten oder säuerliches Gurkengemüse stand, wenn Georgette mich mit zartem weißfleischigem Lauch überraschte oder mir gelbe Karotten vorsetzte. Wir vermißten das Öl nicht an Sommerendivien und Kopfsalat, speisten wohlgefällig die letzten Kohlrabi und rote Beeten mit Essig, und waren glücklich über unseren hochgewachsenen, breitblättrigen Mangold, den wir einmal wie Spargel, das andere Mal wie Spinat zubereiteten. Wir suchten Sauerampfer auf der Wiese für unsere Suppe, und

Georgette buk aus dem Fleisch der reifen Kürbisse goldgelbe, nahrhafte Pfannkuchen.

Wir scherzten miteinander über unseren Haushalt. Wir holten Berberitzen aus dem Wald und kochten aus ihnen wohlschmeckende Limonade, bereiteten köstliches Gelee aus reifen Kornel-Kirschen, sammelten Brombeeren und aßen von den Früchten des Gartens.

Aber über aller Freude dieses gemeinsamen Lebens lag das Bewußtsein der Trennung und die Melancholie geliehenen Glückes. Wenn Georgette neben mir saß, über ihre Handarbeit gebeugt, meine Wäsche ausbesserte oder mit Ersatzwolle strickte, — dann sah ich Falten auf ihrer Stirn, die sich tief und sorgenvoll senkrecht zwischen ihre Augen stellten. Wenn wir den Wald durchstreiften, standen oft Tränen in ihren Augen, und nie redeten wir von dem Erleben unserer ersten Begegnung.

Ich sprach von Hugo und fragte, ob Georgette ihn mit mir erwarten wolle. Georgette schüttelte den Kopf. „Ehe er eintrifft", entgegnete sie, „kehre ich zu meinen Eltern zurück."

„Werden wir uns wiedersehen?"

„In der Stadt ... In unserer Wohnung vielleicht ..."
Aber wir vereinbarten keinen Tag und keinen Ort.

In der Stunde des Abschieds lag Georgette in meinen Armen. Ich war von Dankbarkeit und Liebe erfüllt. Wir küßten uns zärtlich.

„Ob Deine Eltern nie umzustimmen sind?" fragte ich.

Georgette hob das Gesicht und schüttelte den Kopf.

„Und wenn wir den Krieg gewinnen?"

Sie wurde rot und schaute auf die Linien ihrer Hand. „Es ist dumm und abergläubisch, was ich

treibe", sagte sie, „aber ich weiß, daß Gaston mich niemals freigibt. Ich weiß aber auch, daß ich Dich lieben werde, – immer ... über den Tod hinaus. Das fühle ich. Um es zu wissen, brauche ich nicht in den Linien der Hand zu lesen. Ich will Dich lieben und frage nicht, ob ich recht oder unrecht tue. Wenn mich Gaston einst heimführt, werde ich die Augen zumachen vor dem Altar und träumen, Du kniest neben mir. Mein Ja gilt nur Dir. Meinen Ring weiht der Priester für Dich. Und mein erstes Kind soll einen deutschen Namen tragen." –

„Doch ich werde einsam sein in der Ferne", entgegnete ich.

Georgette schwieg lange. Dann sagte sie weinend: „Meine Schwester und mein Bruder, die in der Auvergne wohnen, würden mir fluchen. Wir sind in unserer Jugend in Frankreich erzogen worden. Ich war unglücklich in dem Kloster, dem meine Schwester und ich trotz allem so manches verdanken. Ich konnte das Heimweh nie überwinden. Aber mich band der Wille meines Vaters; er bindet mich heute wieder – und zugleich das Versprechen, das ich Gaston gab, ohne ihn zu kennen. Hätte ich Dich gekannt, damals, ich wäre frei geblieben. Hätte ich die Heimat so gesehen, wie ich sie nun durch Dich kenne, – in ihrer Art, in ihrer Zugehörigkeit, – ich würde heute Dein sein. Indes die Entwicklung der Dinge und das Schicksal haben es nicht gewollt."

Ich ließ die Arme sinken, und Georgette trat einen Schritt zurück. Dann reichten wir uns noch einmal die Hände und gingen auseinander.

* * *

Als ich allein war, wurde mir seltsam zu Mut. Ich fühlte einen inneren Schmerz und zugleich die Schönheit meines neuen Lebens, selbst wenn es in den alten Bahnen weiterglitt. Aber es drängte mich fort, in die Stadt, unter Menschen. Wäre Hugo schon dagewesen, ich hätte mit ihm gesprochen, hätte mit ihm gelesen, und wir hätten die wenigen Tage, die wir noch zusammen sein konnten, gemeinsam verbracht. Auch von ihm mußte ich mich trennen: Auf dem Schreibtisch im Wohnzimmer lag seit gestern ein Brief der Kommandantur, er möge sich nochmals zur Musterung stellen. Man würde eine Verwendung für ihn haben, dachte ich, und ich würde allein in der Einsamkeit bleiben.

Ja, ich würde bleiben. Auch wenn mein Urlaub zu Ende war, wollte ich aus dem Büro täglich hierher kommen. Hugo würde nichts dagegen haben.

Doch jetzt wollte ich ausgehen. Wohin? Meine Bekannten waren mir fremd geworden, wenn ich an sie dachte. Meine Wege hatten mich von ihnen weggeführt. Eine neue Stimmung hatte mich gefangen genommen, die zu zerreißen ich fürchtete.

Von der kleinen Post aus rief ich Hugo an. Ich solle zu ihm kommen, antwortete er. Wir könnten einen Tag gemeinsam in Mülhausen verbringen. Er freue sich, wenn ich ihn abhole. Ob mein Paß in Ordnung sei?

Der Paß war in Ordnung. Ohne ihn hätte ich die Festung nicht verlassen dürfen. Ich packte ein paar Wäschestücke in die Aktentasche und fuhr zum Bahnhof.

War ich so lange krank gewesen? Das Straßenbild hatte sich verändert; ein erster Hauch des Herbstes lag über dem Wasser und streifte die Bäume, berührte die Anlagen, flog durch die Luft ...

Die Altstadt von Mülhausen war dunkel, als ich Hugo traf. Nur der hohe Turm der Stephanskirche wurde im Vorüberschreiten erkennbar. Wachen durchmaßen die Stadt.

„Wie ist die Stimmung?“ fragte ich den Freund.

„Schlecht“, antwortete er. „Die Menschen sind des Krieges müde und sehnen sich nach Frankreich. Aber was die Alten ersehnen, die vor 1870 geboren sind, in der zweiten Republik, im Kaiserreich des dritten Napoleon, – das können sie nicht finden. Auch viele der Jungen machen sich eine falsche Vorstellung von dem Frankreich, das kommen soll. Was jene Alten erhoffen, ist die Jugend, ist die Zeit eines Glanzes, der vergangen ist, – eines Schimmers, der auch den Kindern derer vorschwebt, die sich nach dem Deutsch-französischen Krieg benachteiligt fühlten in dieser Stadt. Denn Handel und Wandel ließen damals nach, und die Stimmung wandte sich gegen die deutsche Herrschaft.“

Wir gingen in eine Weinstube.

„Hier habe ich oft mit René gesessen, dem alten Zeichner“, sagte Hugo. „Er liebt Blanche, die Du kennst; liebst sie vielleicht mehr als ich. Aber Blanche versteht ihn nicht. Niemand weiß besser Märchen zu erzählen, die angefüllt sind von Sehnsucht, von seiner Liebe zu dem schönen Mädchen und zu Paris, der fernen Stadt, die jedem den heimlichen Wunsch des Wiedersehens ins Blut haucht, der sie einmal besuchte.

Jeden Abend denkt er an Blanche, sitzt einsam beim Wein und erfindet seine Geschichten, die um den Mont Martre spielen, um den Invalidendom, um den Louvre und um Versailles. Blanche, die weißhäutige Blanche mit den veilchenfarbenen Augen geht dort an seiner Hand durch die Säle und Prunkgemächer, betet mit ihm in den alten Kirchen, fährt durch den Bois de Boulogne. Sie sitzt neben ihm im Cercle schöner Frauen, wird angebetet von den Herren der Gesellschaft, von einem Grand Seigneur aus der Umgebung der Königin. Ja, sie wird dem Roi Soleil vorgestellt, der Wohlgefallen an dieser Blume findet, die aus seinem „Beau jardin" stammt, wie er das Elsaß nennt. Ach, der alte René! Er hat vergessen, daß seine Heimat damals Schweizerland gewesen und geblieben ist, bis die französische Revolution und Napoleon sie zu Frankreich zwangen. Er führte in seinen Phantasien das geliebte Mädchen durch alle Zeiten und Länder, segelte mit ihr unter dem heiligen Ludwig nach Afrika, erlebte mit ihr die Einigung Frankreichs unter Ludwig XI., begegnete dem Kardinal Richelieu und Mazarin, sah die Pompadour – und rettete Blanche aus den furchtbaren Stürmen der Revolte von 1789, entführte sie aus den Klauen des Henkers Eulogius Schneider, des entmenschten Priesters, der in Straßburg das Fallbeil zum grausamen Instrument der Freiheit machte.

Aber er weiß: Blanche würde ihn nie erhören."

„Sie liebt mich", fuhr Hugo fort, „aber René haßt mich nicht darum. Er liebt auch mich. Mir erzählte er seine Geschichten und zeigte mir hundert Bilder, die er dazu gezeichnet hat. Und er bekannte mir auch, daß seine rückwärts gewendeten Augen nicht wagen,

in die Zukunft zu blicken, um das Frankreich zu sehen, das kommen wird, wenn der Krieg vorüber sei und die Übermacht der Verbündeten Deutschland vernichtet habe. Denn er weiß: das neue Frankreich würde nicht das Land seiner Märchen sein, würde ihn nicht an sich ziehen, würde über ihn hinweggehen und ein neues Elsaß lieben, dem er nicht mehr angehört. Er liebt ein Frankreich, das vergangen ist wie seine Jugend. Er ist klug genug, um zu fühlen, daß in ihm eine unerfüllbare Hoffnung wohnt."

„Morgen suchen wir ihn auf", setzte Hugo hinzu, und ich war begierig, René kennenzulernen...

„René hat sein Leben geteilt zwischen der Heimat und Paris", erzählte Hugo am Tage darauf, als wir uns fertig machten, das Haus des Zeichners aufzusuchen. „Wenn er in Mülhausen war, wurde er oft unruhig und unsicher, ließ seine Arbeit liegen und fuhr über die Grenze. Er hatte nicht einmal immer das Reisegeld, um sein Ziel zu erreichen. Dann ging er zu Fuß. – Einmal wurde er krank, lag lange verlassen in einem Hospital und wurde nach Deutschland abgeschoben. Seine Unruhe legte sich erst, nachdem er Blanche kennengelernt hatte. Nun bleibt er daheim und dichtet Märchen, Improvisationen, die nie niedergeschrieben worden sind, wenn er auch manche derselben in Skizzen festhält. Er hat Angst vor allem Kommenden. Er fürchtet die wirtschaftliche Niederlage, welche Mülhausen erleben muß, wenn es französisch wird. Denn die französischen Absatzgebiete der Webereien, die einst die Stadt reich gemacht haben, sind längst selbständig geworden und erzeugen heute eine Überfülle von eigenen Waren, so daß das Elsaß

eine weit größere Enttäuschung erleben muß, wenn sich der Traum seiner Frankophilen erfüllt.“ –

Wir standen in einer Gasse der Altstadt vor einem niedrigen Haus. Die Klingel gab einen dünnen Ton von sich, als wir Einlaß begehrten. Niemand öffnete. – Wir pochten an Tür und Fenster. Alles blieb still. Die Pforte war unverschlossen, wir fanden das Zimmer des Zeichners. Es war leer. Das Bett war auseinandergenommen und an die Wand gestellt, die Gardinen hatte man entfernt.

„René zieht um“, murmelte Hugo und schaute auf das Zeichenbrett, auf dem ein unvollendeter Karton klebte.

Im Hausgang fragten wir eine Frau, welche die Treppe herabkam.

„Ah, Sie suchen den Zeichner?“ sagte sie langsam. „Ich habe Sie öfter in seiner Gesellschaft gesehen. Sie kommen zu spät. Monsieur René ist vor Tagen gestorben. Wenn Sie ihn besuchen mögen, müssen Sie zum Friedhof gehen.“ –

Hugo war blaß und verstört. Er lehnte sich an das Geländer der Treppe und schaute ins Leere. Ich nahm ihn am Arm und entzog ihn den neugierigen Blicken der Nachbarin . . .

„Das muß ich Blanche schreiben!“ sagte Hugo leise. „Heute nachmittag treffen wir ihren Bruder. Dann fahren wir nach Hause.“

. . . Wir trafen Marcel – so hieß Blanches Bruder – in seiner Wohnung. Ein kahles Gemach. Aber Bücher standen auf schwarzen Brettern, unendlich viel Bücher. Gute Bücher. Kants Kritik der reinen Vernunft und der

Urteilskraft; Schopenhauers Werke, Hegels Phänomenologie des Geistes. Und die Bücher des Sozialismus: Lassalle und Marx.

Verwundert wandte ich mich und blickte den hochgewachsenen Alemannen an, der mein Staunen lächelnd zur Kenntnis nahm. Ein Gehfehler hindert ihn an der Teilnahme im Krieg.

„Wir sind nicht einer Meinung?“ fragte er verbindlich. „Und doch sind Sie Philosoph, wie mir Hugo sagt? Gibt es einen anderen Weg für den denkenden Zeitgenossen und insbesondere für den Grenzländer, der zwischen dem Kampf der französischen und deutschen Wirtschaft steht? Wenn wir uns mit einiger Aussicht auf Erfolg behaupten wollen, müssen wir den Kapitalismus bekämpfen, der uns zerreißt. Ich bin Kommunist, und mit mir sind es viele Elsässer. Wir stehen zwischen den Völkern, und was läge näher, als international zu sein?“ –

Wir redeten lange mit diesem Mann, der einen Ausweg suchte aus der Not seiner Lage und Zeit, der Kommunist geworden war in der Dunkelheit des Irrweges, den die Völker Europas gingen, und der nicht verstand, warum seine Schwester Blanche in der Ferne für eine Heimat lebte, die seiner Meinung nach keine Zukunft hatte.

„Wenn diese Gefahr um sich greift“, sagte ich auf dem Weg zum Bahnhof, „so wird Deutschland und Frankreich den Hader der Gegenwart mit dem Leben bezahlen, das aus seiner tausendjährigen Geschichte erwachsen ist. Wehe Europa! Dein Dasein steht auf dem Spiel!“ ...

* * *

„Mir bleiben noch fünf Tage, bis ich einrücken muß!“ rief Hugo, als er von der Kommandantur zurückkehrte. „Ich werde Armierungssoldat. – Sei nicht böse, wenn ich dich auch diese fünf Tage allein lasse. Ich muß Blanche wiedersehen, ehe ich einrücke. Ich habe keine Ruhe.“

Hugo ging, wie er war, zum Bahnhof – ohne Hut, ohne Gepäck, ohne Blanche zu benachrichtigen, – einzig erfüllt von dem Verlangen, die Geliebte wiederzusehen. –

Sie werden lächeln, Mélanie, wenn ich Ihnen später von dieser Reise erzähle ...

Ich aber blieb mit meinen Gedanken allein im Hause der Sehnsucht. Ich wünschte das Ende meines Urlaubs herbei und erfüllte die Stille um mich mit den Bildern meiner Seele. Ich schämte mich dieser Bilder, doch ich fühlte zugleich, daß sie echt waren. In ihnen wohnte die Wahrheit der Ziele, nach denen wir streben, die Wahrheit des Himmels, der uns verspricht, was wir auf Erden nicht erlangen, – die Wahrheit der Ewigkeit im Kreislauf immerwährender Wiederkunft.

Traumhaft lebte ich mit Georgette in dem kleinen Haus. Krieg und Hunger waren verschwunden. Wenn ich des Morgens erwachte, galt mein erster Blick dem Bett, das an der Wand neben dem Fenster stand. Dort müßte Georgette schlummern. Die Sonne, die einen langen Streif durch den Vorhang sandte, müßte ihre Wange streicheln. Ich sah sie im Traume lächeln und sich regen. Sie schlug die Augen auf und schaute umher.

„Bist du wach?“ müßte sie fragen. – Sie schlüge die Decke zurück und würfe den Morgenrock über. Sie

träte auf mich zu, neigte sich, um mich zu küssen. Dann eilte sie aus dem Zimmer, und ich erhob mich.

Ich nahm jeden Morgen ein Bad. Wenn ich die Treppe hinunterging, müßte mir Georgette begegnen, frisch gewaschen und leuchtend in dem weißen Gewand, aus dessen weiten Ärmeln ihre nackten Arme schauten.

Wenn ich dann in der Küche das Frühstück bereitete, dachte ich: „Georgette kämmt sich oben. Sie schaut in den Spiegel und fragt sich, warum sie mir gefalle. Sie wählt unter den Kleidern, die im Schranke hängen, das aus, in dem ich sie am liebsten sehe. –

Ich schreckte zusammen, wenn ich vor der Mahlzeit saß und zu essen vergaß. Ich fühlte: ich gehe einen Weg in die Traumwelt der Gedanken, wenn auch ihre Wahrheit möglich war. Aber die Möglichkeit war unerlöst, ungeboren von der Wirklichkeit und dem Schein der Dinge.

Die Traumwelt lockte: Hier müßte Georgette sitzen!

Wieder versucht mich das Spiel einer Bildwelt, die meine Wünsche regiert... Ich gehe langsam in das Wohnzimmer, sitze am Schreibtisch. Vor mir liegt ein weißer Bogen; ich halte die Feder in der Hand – und schreibe nicht. Ich spähe nach der Tür. Durch sie müßte Georgette kommen, einen Strauß bunter Dahlien im Arm, die „ihre“ Blumen sind, wie sie sagt. „Georginen“ hat man sie früher genannt, diese roten und weißen Bälle, getüpfelt, gestreift in lachsfarbenem Rot, überhaucht von zärtlichem Gelb, offene Blumen wie leuchtende Sterne mit bläulichem Schimmer und schneeigem Weiß, mit purpurnen Rändern, in ziegelfarbener Pracht neben grünlichen Knospen...

Dann ist alles verschwunden. Die Hölle der Hoffnungslosigkeit umfängt mich. Graue Wolken stehen über dem Wald. Die Störche ziehen nach Süden. – Steht nicht auch vor ihrer tierischen Erinnerung, die sie mit zur Welt brachten, das Bild einer Hoffnung, auf die sie zufliegen, ohne mehr von ihr zu wissen, als daß sie in ihrer Sehnsucht lebt. Und diese Traumwelt erfüllt sich eines Tages. Vor den Vögeln des Nordens wird plötzlich die grüne Wirklichkeit auftauchen. Aber meine Sehnsucht ist jene Sehnsucht, die sich mit der Erregung einer Fata Morgana erfüllt.

Es glüht etwas in meiner Seele, das wie Durst ist. So muß das Schicksal der Verdammten sein, die im Inferno von unsichtbaren Flammen umweht sind, die von Glück träumen, bis sie nach Erlösung schreien. Und sie wissen, daß es keine Erlösung gibt. Sie haben alles verloren. Sie sehen eine Zukunft, die sich nicht erfüllt. Sie schauen zurück in die Vergangenheit und erkennen alles, was sie verfehlt haben, was sie besser hätten machen sollen, was sie unterlassen mußten. Und können nichts mehr ändern.

Ich schaue zu den Bergen, über denen sich Wolken ballen. Hängt nicht über dem unauslöschlich geliebten Land zwischen Rhein und Wasgau die Schuld, welche die Gegenwart zur Hölle macht? Die Schuld der Artvergessenheit auf der einen, die Schuld der Fehler und Verkennung auf der anderen Seite? Warum haben Deutsche im Elsässer nicht den Deutschen gesehen? An ferne Fronten hat der preußische Wille die elsässischen Regimenter verschickt, als seien sie nicht wert, die Grenze ihrer Heimat zu verteidigen, – sie, die besten Soldaten der Welt. Und gab es Verräter unter

ihnen, – sie waren nicht zahlreicher als anderwärts. Mißverstehen zeugte Haß, und das Feuer der Hölle entfachte sich an solcher Schuld.

Wo ist der Starke, der Held, der Kommende, der den zerrissenen Leib der deutschsprachigen Lande zur Einheit erweckt? Der Kommende, der den *deutschen Menschen* zum Bewußtsein führt durch die Gemeinschaft des Volkes? Warum gab uns das Schicksal die Einheit der Sprache, die Einheit der Seele in Fühlen und Denken, – und hauchte darüber die Zwietracht des Wollens? ...

Gott! Die Völker leiden unter der Schuld selbstsüchtiger Staatspolitiker, hungriger Wirtschaftskönige, – und zahlen mit ihrem Blut die Fehler der Vergangenheit. Laß dies Blut nicht vergebens fließen! Laß aus ihm ein neues Bewußtsein und die Zukunft Europas steigen ...

So betete ich in diesen Tagen. Das Bild Georgettes stand neben mir und hörte mir zu. Es war bei mir, wenn ich las, und schaute mit mir in die Ferne, wenn der Abend gekommen war, schaute nach Westen – und flehte, daß in den Kämpfern an der feindlichen Front ein gleiches Wollen und das Einsehen der Zukunft wohne.

Und ehe die Nacht kam, wurde es licht von der Sonne im Westen.

* * *

Am vorletzten Tag meines Urlaubs und meiner selbstgewählten Menschenferne fühlte ich endlich das Bedürfnis, wieder in die Stadt zu gehen. Ich sah in meiner Wohnung nach dem Rechten. Die alte Yvonne,

bei der ich wohnte, begegnete mir an der Tür. Sie streckte mir mit einem fröhlichen „Ah, Monsieur! Bonjour – güete Tag!“ die Hand entgegen, nachdem sie die Finger an der Schürze abgewischt, und überschüttete mich mit tausend Fragen. – Ob ich mich erholt hätte? Ob ich mich freue, wieder in Straßburg zu sein? Warum ich nicht einmal geschrieben habe? Wo ich gewesen sei?

Ach, die gute Yvonne! Ich befriedigte ihre Wißbegier, so gut es ging, und bat sie, meine Dienstkleider zurechtzulegen. Übermorgen müsse ich wieder in die Kanzlei.

„Schauen Sie, Monsieur“, fuhr die Alte mit unversieglichem Redestrom fort, „was sich hier alles angesammelt hat. Briefe! Rechnungen! Zeitungen! Mehr Zeitungen, als Sie lesen können! Mehr als ich in meinem Leben lesen werde!“

Ich kam mir der braven Yvonne brüderlich verwandt vor, denn ich hatte kaum mehr einen Blick auf die Heeresberichte geworfen, welche täglich an der kleinen Post im Stockfeld angeschlagen wurden. Ich lächelte und sah die belanglosen Zuschriften durch, die ich mir nicht hatte nachschicken lassen. Mir war, als seien Jahre vergangen, und wieder fühlte ich, daß ich ein anderer geworden war als der, der einst diese Wohnung verlassen hatte, um in der grünen Einsamkeit zu rasten.

Aber Sie hätten Yvonne hören sollen, Mélanie, als ich ihr den Mietzins auf den Tisch zählte und sagte, ich würde nur ab und zu hier schlafen. Ich müsse die Wohnung meines Freundes hüten, der zum Heeresdienst eingezogen sei.

„Der verfluchte Krieg!" schrie sie. „Nichts zu essen und nichts zu trinken! Keine Mannsleute in den Straßen! Die armen Maidle sind Witwen, ehe sie heiraten, und die Weiber werden schier zipfelsinnig vor Gram! Ist das ein Leben!?"

Yvonne wurde ruhiger, als ich ihr mitteilte, ich werde die Miete in der gewohnten Weise weiter entrichten. Sie krallte die Faust um das Geld, das ich ihr gegeben, und verließ murrend das Zimmer.

Ich warf einen Blick durch die Fenster mit den weißen Scheibengardinen, grüßte in Gedanken das breite Bett in der Schlafstube, tauchte die Hände ins Wasser und schaute in den Schrank. Dann sah ich vom Schlafzimmer aus auf die Ill, beobachtete eine Zeitlang die Straßenbahnen, in denen statt der Schaffner Mädchen und junge Frauen mit Dienstmützen standen, die große Geldtasche am breiten Riemen zur Seite, – und verließ das Haus. Ich wollte dem Klavierspieler guten Tag sagen. Aber seine Tür war verschlossen.

Ziellos irrte ich durch die Straßen, aß in einer Gaststube zur Nacht und las die „Straßburger Post", bis es finster geworden war.

Am Brogglie-Platz warf ich einen Blick auf den Theaterzettel. Ich staunte. Man spielte „Die Regimentstochter". Donizettis schönes Werk, das er für Paris geschrieben hatte. Hier hörte die Trennung der Nationen auf. Aber mit Bitterkeit dachte ich an die wagnerfeindlichen Kundgebungen Saint-Saëns, und lächelte über die Ernennung Beethovens zum Belgier. Wäre es möglich gewesen, in den Feindstaaten einen „Freischütz" zu geben?

Ich trat ein, zahlte und hörte die Klänge der Ouvertüre. Und sah Marie, die Tochter des Regiments, mit der Fahne an der Spitze ihrer Soldaten. Jubel und Händeklatschen begrüßte sie, ungehemmte, unverhohlene Freude; und wieder konnte ich den Zweifel nicht unterdrücken, ob in den Feindstaaten die deutsche Fahne bejubelt worden wäre? Die ganze irregeleitete Sehnsucht des elsässischen Bourgeois lag in dieser Freude am fremden Symbol, lag in der Rührung der Frauen, als Marie ihrem Regiment entgegensang: „Es rückt an! Es rückt an!" – und blitzte aus den Augen junger, frischer Mädchen, als sie das „Rataplan!" der italienischen Musik hörten.

Aber ich achtete nach der Pause kaum noch auf die Vorgänge der Bühne. Im Foyer kam Georgette auf mich zu, freudig, mich wiederzusehen, in leichtem Gewande. Sie stellte mir ihren Vetter vor, der bei ihr war. Der junge Landwirt reichte mir freundlich die Hand und forderte mich auf, ihn zu besuchen. Georgette komme morgen aufs Dorf. Es sei noch nicht so schlimm bei ihnen wie in der Stadt. Wenn ich mit der Kusine käme, solle ich gut aufgenommen sein. Sonst müsse man sich allerdings vor den Stadtleuten hüten. Die seien heute schlimmer als Bettler. Die Not sei eben zu groß.

Nach der Vorstellung brachten wir Georgette nach Hause. Ich sah zum erstenmal, wo sie wohnte, und war glücklich, als sie mich bat, sie am nächsten Tag abzuholen. Ich solle ganz früh kommen, damit wir viel Zeit vor uns hätten. Ich dürfe es nicht vergessen.

Der Vetter vom Lande lächelte vergnügt und nickte mir zu. Ich brachte ihn zur Haltstelle der Vororts-

bahn und wanderte noch eine Weile durch die altertümliche Stadt. Der Turm des Münsters ragte in die blaue Dunkelheit. Und wieder träumte ich, Georgette sei bei mir. Ich sah sie an meinem Arm, die sicheren Schritte hallten in der Nacht; und ich fühlte: meine Einsamkeit, die sich mit ihrem Leben erfüllt hatte, würde mit mir gehen, auch wenn ich das Haus im Stockfeld verließ und in den Straßen von Menschen umringt war, wenn ich hinter dem Schreibtisch saß oder jene Luftschlösser baute, mit denen unser Geist spielt, wenn er Pläne für seine Zukunft entwirft.

Als ich so in Gedanken untertauchte, war das Bild Gastons völlig verschwunden.

* * *

Selbst im Schlafe hatte ich das Gefühl der Erinnerung an Georgette. Diese Erinnerung war schön. – Alle heimlichen Quellen der Hoffnung und des Erlebens rauschten in meiner Seele. Die Aussichtslosigkeit der Zukunft milderte sich in dem Bewußtsein, Georgettes Nähe erlebt zu haben in der Sommernacht.

Aber es wurde mir schwer, die süßen Bilder festzuhalten, selbst als ich wach geworden war. Es war finster im Zimmer. Ich warf den Schlafrock über, zündete Licht an und begann zu schreiben. Verse formten sich in mir, das lang entbehrte Bedürfnis zu dichten wurde in mir wach, und ich schrieb Zeilen auf die weißen Blätter, die ich heute wiederfand und Ihnen sende, Mélanie. Sie dürfen sie Hugo zeigen.

Traumnacht

Es ruht im Weiherschoß versunkne Nacht;
der goldnen Sterne mildes Sprühen
durchwebt den See mit mattem Glühen.
Der Wasserlilien aufgeschloßne Pracht
träumt zwischen dunkeln Blättern leis und sacht.
Der Uferknospen holdes Blühen
haucht schweren Duft, und langsam ziehen
Nachtschmetterlinge auf die dunkle Wacht.

Des Eilands einsam abgeschloßnes Rund
umarmt der See in sanftem Schweigen;
der Inselbäume Äste neigen
sich zu des Wassers feuchtem Spiegelgrund.
Sie küssen ihn mit zartem Blütenmund, –
und milde Luft haucht in den Zweigen.
Die Wipfelkronen beugen, steigen
und fassen sich zu holdem Liebesbund.

Der Nachtigallen schmerzdurchbebtes Lied
lockt aus dem Dunkel Traumgenossen:
von märchenhaftem Duft umflossen,
steigt zwischen Busch und Baum aus grünem Ried
ein Schloß empor, das geisternächtig glüht:
Die goldnen Tore sind erschlossen,
und aus der Pforte, dämmerweiß umflossen,
schwebt meine Fee, vom Blumenkleid umblüht.

*

Goldene Sterne
blinken von Ferne,
sinken und steigen
nieder und neigen
sich in die Flut,
glänzen und träumen,
tauchen und schäumen,
schwanenumflügelt,
widergespiegelt
in weißer Glut,

recken die Schwingen,
schweben und singen
himmlische Klänge,
süße Gesänge
tönen umher.
Blüten der Wellen
wachsen und schwellen,
werden zu Kähnen,
folgen den Schwänen,
schaukeln im Meer.

Heilige Düfte
atmen die Lüfte,
säuseln und wogen,
segeldurchzogen,
lieblichen Hauch.
Glühende Funken
schimmern und prunken,
leuchten in Lüften,
nebeln in Klüften,
strahlen im Strauch.

Mondschein ergießet,
strömet und fließet
silberne Kreise;
schneeige Weiße
liegt auf dem Teich.
Grünliche Nixen
tanzen und knixen,
lächeln und biegen,
schmiegen sich, wiegen,
fächelnd und weich.

Liebendes Sehnen
rührt uns zu Tränen,
holdes Erfüllen
ist uns zu Willen,
tröstet uns mild.
Neckisches Streben,
holdes Ergeben,
sanftes Umarmen,
trautes Erwarmen,
liebeerfüllt.

Doch in die Schluchten
schattender Buchten,
wo bei den Bäumen
selig wir träumen,
treibt uns der See.
Schleier entsinken,
Glutaugen blinken,
schleierhaft ballen sich
Wolken, umwallen mich
und meine Fee.

*

Wenn Mitternacht auf Tal und Hügeln steht,
die stille Flur, von Schlaf umfangen,
mit süßem Weh und sanftem Bangen
ins blütenweiche, duftge Brautbett geht, –
dann sinkt mein Traum, der mich so süß umweht.
Es trübt und stirbt das goldne Prangen
der Sterne, und ermattet hangen
die Blüten, die der müde Blick erspäht.

Versunken ist mein Schloß mit seiner Fee,
vorbei der Elfen Liebesreigen,
und wie zuvor in müdem Schweigen
liegt tiefe Ruhe über Wald und See –
und weckt in mir das tränenvolle Weh
der Sehnsucht, und mit stillem Neigen
nah'n die Gedanken, und sie zeigen
mir die Erinn'rung, wo ich geh und steh.

Ich weiß es nun, was ich in dir verlor!
Ich muß auf meiner Insel stehen,
kann dich nicht hören, dich nicht sehen,
ach, kann nur träumen, träumen nach wie vor, –
und nur von fern, wie Nachtigallenchor,
schallt es zu mir in sanftem Wehen, –
und über fernen Bergeshöhen
glüht sonnenhaftes Morgenrot empor!

Diese Zeilen kommen mir heute knabenhaft vor. Aber in ihnen schwamm damals mein Herz, und als ich sie vollendet und noch einmal gelesen hatte, ging die Sonne über dem Schwarzwald auf.

* * *

Wir sind manchmal aus einem der elf Tore Straßburgs hinausgewandert, Hugo. Aber nie bin ich so glücklich gewesen, als am Morgen meines letzten Urlaubstages. Georgette und ich verließen die breite Landstraße und gingen auf Pfaden, die nur ihr bekannt waren, durch Gärten und Äcker, über Wiesen und Weiden dem Hügelland der Weinberge zu, über dem sich in der Ferne der Hochwald des Gebirges in den blauen Himmel hebt. Dazwischen schimmerten weiße Dörfer und Höfe mit ihren Ziegeldächern.

Wir durchschritten einen breitgelagerten Flecken. An den Fachwerkbauten trockneten Maiskolben, und Frühkartoffeln wurden eingefahren.

„Hier beginnen die Felder des Vetters", rief Georgette und zog mit der Hand einen weiten Kreis vom Rande der Weinberge bis zu einem Flußlauf. „Er besitzt einen der wenigen großen, noch zusammenhängenden Höfe der Gegend und ist stolz auf seinen Besitz wie ein Fürst. Er würde mit keinem Städter tauschen. Vor dem Kriege ging er hinter dem Pflug, der mit sechs blanken Rossen bespannt war, und zog die Furchen im schweren Boden. Aber er hat diese Pferde, die er liebte, abliefern müssen. Sie sind im Krieg. Es war Blut aus dem Straßburger Gestüt. Und er muß seine Felder mit einem Russenpferd und zwei Mauleseln bewältigen und spannt Ochsen oder Kühe vor die Erntewagen, was der elsässische Bauer einst den ganz Armen überließ."

Georgette blickte mich an. „Wenn wir uns eine Heimat schaffen könnten, wie diese hier, auf eigenem Grund . . . ich würde mit Dir gehen, wohin es auch sei. Ich wollte mit Dir auf einsamer Insel wohnen. Ich

wollte spinnen und weben, wollte keine Mühe scheuen, den Acker mit Dir zu bauen, und doch froh zu sein, auch wenn es kalt ist und regnet."

Mich durchrieselte ein Glücksgefühl. Wir waren wie Kinder, die den Robinson lesen und vergessen, daß wir die Insel des Glücks nur dem Schiffbruch der Gegenwart verdanken könnten.

Und doch war ich im Begriff, nach diesem Glück zu greifen. Aber ich mußte fragen: „Und Gaston?"

Georgette blieb stehen. Mir war, als wüchse ihre Gestalt vor der grünen Hopfenwand, die sich neben uns erhob.

„Du!" sagte sie, „Du sollst nicht von Gaston reden." Sie stampfte leicht mit dem Fuß. „Ich habe gerungen und gekämpft in diesen Tagen, seit ich Dich kenne, – aber nicht nur um deinetwillen. Ich habe gestritten mit allem, was ich lernte, und mit der Bindung, in der ich erzogen ward. Ich will lieb behalten, was gut und edel war und was die schönen Dinge des Lebens sind, die uns beglücken. Auch Du liebst Bücher und Musik, die in Frankreich geschaffen wurden. Wir haben sie immer geliebt, wir Elsässer und Rheinländer, ja alle Deutschen. Das hast Du mir erzählt. Aber ich will sie erst lieben, wenn ich deutsche Bücher gelesen habe und die deutsche Musik kenne."

Mir schwindelte. Georgette reichte mir die Hand. „Ich will ein deutsches Mädchen sein, nicht eine halbe Französin. Ich werde nie Gaston gehören."

Sie schwieg, und eine stumme Frage lag in ihren grauen Augen.

Ich zog ihre Hand an meine Lippen und sah, daß der schmale Reif, den sie sonst trug, verschwunden

war. Da zog ich den Rubin, den ich selbst am Finger hatte, ab, steckte ihn Georgette an und küßte sie innig. Und konnte nichts sagen als: „Nun bin ich Dein. Es gibt kein anderes Schicksal, als das unserer Zweiheit."

Dann liefen wir Hand in Hand über die Wiesen und machten einen weiten Umweg, ehe wir das Haus des Vetters betraten. Die Sonne stand fast im Mittag. Wir hatten alle Zeit vergessen.

Der Bauer kam aus der elsässischen Stube mit den braunen Deckenbalken und führte uns in ein Zimmer im oberen Stockwerk. Er hatte seine Tracht angezogen, stand vor uns im schwarzen Rock und roter Weste, welche am weißen Kragen abschloß.

Der Tisch war gedeckt; buntes Elsässer-Geschirr stand auf dem blütenweißen Tuch. Eine Magd in Elsässer Tracht brachte das Essen, und der Bauer schenkte den Wein ein, der rot in einfachen Gläsern leuchtete.

„Entschuldiget die Eltern", sagte er; „sie möchten nicht stören . . . Du trägst einen neuen Ring, Georgette?"

„Ja", sagte sie und hob mir ihr Glas entgegen. „Es ist der Ring meines Freundes."

Da stieß auch der Vetter mit mir an und sagte bedächtig: „In solche Dinge soll man nicht hineinreden. Man kann nur Ja zu ihnen sagen, damit sie nicht schwerer werden als sie sind."

„Wir sind sehr glücklich!" rief ich, „und alle Schwere ist überwunden!"

„Wenn der Krieg nicht wäre", erwiderte der Vetter. „Ich sage nichts von Gaston, den Georgette aufgegeben hat, wie sie mir gestern bekannte. Ihre Eltern werden

nicht einverstanden sein. Aber es kommt vor allem darauf an, wie der Krieg endet. Warum dürfen wir nicht glücklich sein? Unser Land lebte nie in Frieden, auch wenn die Waffen schwiegen. Denn das Begehren der Nachbarn greift immer wieder nach uns. Wir sind zu reich, um nicht den Neid der Völker zu erwecken, die über den Bergen und jenseits des Rheines wohnen. Ich liebe die Franzosen nicht; sie sind uns Bauern fremd. Aber ich fürchte die Schwaben ebenso. – Wir wollen für uns bleiben, eingebettet zwischen Fluß und Bergen, die wir lieben. Wir brauchen die anderen nicht. Dies Land reift Weizen und alles Getreide. Wir bauen Mohn und Raps und schlagen Öl, soviel wir brauchen. An sonnigen Hängen wachsen süße Maronen, Mandeln und Maulbeerbäume. Im Oberelsaß wohnen Sennen wie in den Alpen, und die Ströme wimmeln von Fischen. Haben Sie je in unseren Wäldern gejagt? Früher hatte der Bauer noch freies Recht, und wir schossen Hirsche und Damwild, Hasen und Wildschweine, – und ließen die Kaninchen im Unterholz den Fallenstellern und Zigeunern. Wir kennen Auerhähne, Fasanen, Haselwild, und über meinen eigenen Grund streicht die Schnepfe und schwirren die Rebhühner!"

„Wir können uns selbst erhalten", fuhr der Bauer fort, der sich in Eifer sprach, „wir haben Eisen, Kohle und Salz. Unser Glas ist besser als anderwärts. Wir bohren Erdöl und graben Gips, unsere Vorfahren förderten Silber und Blei und wuschen Gold aus dem Rheine."

Ich konnte mich des Staunens nicht enthalten und wollte den Mann in der roten Weste fragen, ob nicht

das Land den Schutz des deutschen Volkes brauche, dem es durch Sprache und Geschichte verbunden sei. Aber er ließ mich nicht zu Wort kommen, nötigte mich zum Essen, das reichlich war, als sei nicht Kriegsnot über der Erde, und ließ die Blicke herrisch durch die Stube gleiten:

„Sie sehen hier nichts", sprach er, „was nicht auf meinem Boden erzeugt ist. Die Steine dieser Mauern sind aus meinem Fels gebrochen, der Kalk in meinem Ofen gebrannt. Diese Balken stammen aus meinem Wald, und dies Brot ist aus meinem Mehle gebacken. Mein Flachs wurde zu diesem Tischtuch verwebt, und was der Tisch trägt, wurde von mir gepflanzt oder bereitet, selbst dieser Essig und dies Baumöl, das aus meinen Wallnüssen gepreßt ist."

Er legte mir eine schwere Forelle auf den Teller und lachte: „Der Hammelbraten, den Sie essen werden, stammt aus meiner Herde, und diese Forelle schwamm in meinem Bach, ehe sie gefangen ward. Sie trinken meinen Wein und essen Schinken aus meiner Rauchkammer."

Er wurde nicht müde, sein stolzes Besitztum zu rühmen und dem Elsaß die Selbständigkeit zu wünschen, deren es nur bedürfe, um glücklich zu sein und in dauerndem Frieden zu leben.

Der Eifer des Vetters steckte an. Nur, als Bohnenkaffee ins Zimmer gebracht wurde, meinte ich lächelnd: „Doch diese Bohnen kommen von auswärts trotz der Einfuhrsperre?"

Da schlug der Vetter auf den Tisch und sprach: „Auch dieser Kaffee ist im Elsaß gewachsen. In den

Steinbrüchen bei Molsheim hat man vor Jahren versucht, Kaffeebohnen zu pflanzen, und der Versuch ist gelungen. Wenn auch die Früchte nicht groß werden, nach Kaffee schmecken sie doch, und wir brauchen nichts zu entbehren, wenn es uns andere nicht nehmen."

„Aber", versetzte ich, als ich endlich zu Wort kam, „es kann auf die Dauer nicht sein, daß sich die Völker nur selbst kennen. Wir bilden einen Wuchs, den der Himmel gesegnet hat und den er gleichzeitig straft, wenn er sich löst von der Mutter seines Blutes. Denn er wird zum Apfel des Streites. Und wollten sich alle Glücklichen abschließen, weil sie der anderen Völker nicht bedürfen, sie würden nicht lange bestehen. Was würde aus Frankreich, wenn es sich spaltete in Burgunder, in Normannen und Bretonen, wenn jede Provinz einen Staat bildete? Und was würde aus Deutschland, wenn das Elsaß mit Lothringen, wenn die Franken, die Schwaben, die Bayern, die Sachsen und unsere Siedler in Preußen sich abschlössen gegeneinander? Die Gefahr des Ostens, die nur scheinbar zerschlagen wurde von der Faust unserer Heere, wird uns zerdrücken, und alle Kultur wird zugrunde gehen: die Armen werden verhungern, die Gesegneten werden enterbt, und das Heil der Zukunft, von welchem die Menschenbeglücker in ihren Büchern reden, wird das Glück über dem Friedhof Europas sein."

Der Vetter versank in Sinnen, und Georgette sah zu mir auf. Dann sprachen wir weiter und rauchten heimischen Tabak aus kurzen Pfeifen.

Endlich erhob sich der Bauer und sagte: „Es ist schade, daß ich Euch nichts mitgeben kann, nicht ein paar Eier oder ein wenig Milch. Die Zollbeamten am

Octroi lassen nichts durch. Geht noch ein bißchen in den Garten und versucht meine Äpfel."

Georgette schritt an meinem Arm im Baumgarten hin und her. Wir waren erfüllt von Glück und Dankbarkeit, hingegeben an unsere Gegenwart, und sprachen wenig.

Bei den Bienenkörben blieben wir stehen, verschlangen unsere Arme im Rücken und blickten die Reihen der Fruchtbäume und Halbstämme hinab, betrachteten die Büsche oder Spaliere, an deren Zweigen blaßgelbe Äpfel hingen. Überall reiften Früchte, hingen falb mit roten Streifen neben grünen Reinetten mit blaßrosigen Backen. In schwankenden Kronen schwebten gewölbte Bälle mit roten Tupfen, graue Rauhschalen und rostfarbene Kugeln. Im Grase lagen gestreifte Eieräpfel, blutrote Weinäpfel, große, breite, durchscheinende Goldparmänen. Und Birnen leuchteten im grünen Laub mit glatter Schale und roten Wangen, hellgrüne, eigelbe, dunkle Birnen mit rostroten Flecken auf der Sonnenseite. Zitronengelbe und zimmetfarbene Birnen. Rotpunktierte Birnen und gelbgrüne in Feigenform mit braunen Flanken.

Doch am Ende dieser Fülle schimmerten violette Pflaumen, gelbe Pflaumen, grüne Pflaumen und die roten kleinen Weinbergpfirsiche, denen der Herbst die Milde gegorenen Mostes gibt.

Wir aßen von den Bäumen und atmeten den Duft der Reife, der uns umwehte, und sogen den Erdgeruch ein, dessen herbe Kraft aus dem Grummet der Wiesen steigt, ehe die Herbstzeitlose blüht ...

Und Georgette wanderte neben mir in den Abend, der über das Elsaß sank. Wir sahen das Münster in

der Ferne und ruhten lange am Bach, als wir müde geworden waren, suchten sich unsere Hände, und wir lauschten in die Seele unserer Gemeinschaft und auf den Herzschlag unseres Geschickes.

* * *

Doch konnten wir uns nicht trennen, als wir an Georgettes Wohnung anlangten. Wir gingen weiter, den Staden entlang, bis zur Wilhelmer-Kirche, aus welcher Orgelklang tönte. Die feierliche Strenge Johann Sebastian Bachs erhob sich vor uns, sobald wir das Gotteshaus betraten, – Bachs, über dessen meisterlicher Gesetzmäßigkeit das Jauchzen musikanitischer Freude schwebt.

Wir lauschten dem barocken Jubel, der aus der Tiefe eines unerschütterlichen Glaubens wächst, der seine Kraft in sich selbst sucht und findet, ohne Gedanken an das Urteil der Mitwelt, – Jubel einer Gestaltung, die überzeitlich wird, weil sie der unverstandene Gipfel ihrer Epoche ist.

Bei diesen Klängen wurde in Georgette und mir das Bewußtsein unseres Besitzes wach, eines Besitzes in der Wirklichkeit.

Wir hörten die Stimme der Kunst, wie sie Deutschland vor zweihundert Jahren gehört hatte, wie sie immer wieder ersteht, solange es Menschen gibt, deren Geist den Zusammenhang mit der Kultur nicht verloren hat. Und wie der Klang der Kunst, so spielte die Geschichte des Abendlandes über uns ihre gewaltige Fuge, deren Themen vom Schicksal in das Herz der Menschen geschrieben sind seit der Geburt der Völker, – geschrieben mit Blut, das immer wieder

erwacht wie die Polyphonie, die hier aus stummen Noten aufjauchzte in unverlierbarer Treue.

Und wir fühlten: Georgette und ich waren nur ein Wiedererstehen des alten Geschickes, das über dem Elsaß liegt, und das sich in der Liebe der Menschen erfüllt, in der Verständigung der Völker, die sich in ihrer Bestimmung noch nicht erkannten.

Wir waren ein Stück dieses Erlösungsgesanges, dessen augenblickliche Disharmonien als Donner der Fronten brüllten.

Wir standen über der Zeit.

Und waren ein neues Geschlecht.

Aber wir standen allein in der Zwietracht zwischen den Völkern.

* * *

Sie wissen, Mélanie, wie verworren das Leben ist. Können Sie sich vorstellen, daß ich am Tage nach diesem Glück wieder in der Kanzlei saß, im Waffenrock, – und Briefe las, die aus dem Ausland kamen? Briefe aus der Schweiz, Briefe aus Frankreich, die das Rote Kreuz beförderte. Briefe jeglicher Art, voll von Nachrichten, voll Sehnsucht, voll Angst, Briefe mit Grüßen und bangen Fragen von Land zu Land, von Herz zu Herz, über den Wall hinweg, den der Krieg aufgerichtet hatte zwischen den Nationen, zwischen Verwandten, zwischen Familien und Liebenden.

Ein Greifen nach der Zukunft und dem Ende des Völkerringens stand ungeschrieben zwischen den Zeilen, und hinter den Worten, die für das Auge des Zensors bestimmt waren, brannten Hoffnungen und

Klagen, Verwünschungen und Versprechungen, welche unbestimmt und tastend aus verzagten Worten schrien . . .

Abends saß ich im Hause der Einsamkeit und ließ die Menschen an mir vorübergleiten, denen ich in den letzten Wochen begegnet war, – René, den Zeichner, Marcel den Marxisten, – den Vetter Georgettes, welcher Autonomist war. Ich dachte an viele andere, die sich nach Frankreich sehnten, an Georgette, die erkannt hatte, daß sie eine Deutsche war. Die Front der Brüder im Westen tauchte vor mir auf: Gaston und seine Mitkämpfer, die die Hand nach dem Elsaß streckten. Und ich fühlte das ungeheure Weh, das über dem Lande lag, – auf der Zerrissenheit seiner Bewohner, seiner Freunde und Feinde.

Und all dieser Wahn wurde mit dem Blut Europas gebüßt.

Ich schlug Sebastian Brants „Narrenschiff“ auf und las des berühmten Straßburgers alte Verse:

> Ir gesellen / kumen har noch zu hant
> Wir faren inn schluraffen landt
> Und gstecken doch im muor / vnd sandt
> Mit meyn / vns narren syn alleyn
> Wir hant noch bruoder groß / vnd kleyn
> Inn allen landen über al
> On end / ist vnser narren zal.

* * *

Zweiter Teil



Meine Briefe an Euch, Hugo und Mélanie, haben sich zu einem zusammenhängenden Erinnerungsbild gefügt. Nun hält mich dies Gedenken umfangen, — es steht neben mir, läßt mich nicht los, — und ich muß weiterschreiben, sei es in Berichten, in Briefen, in der Einflechtung von Aufzeichnungen, die in einem der verstecktesten Winkel meines Schreibtisches lagen. Ich habe die Kraft, die Vergangenheit ein zweites Mal zu beschwören, und in diesem Nacherleben schmilzt der Schnee, der mein Dasein erstarren machte, und wird zum Frühling nach langem Winter ...

Ich sann und las im Haus der selbstgewählten Einsamkeit, dachte Georgettens, die sich auf sich selbst besann. Ich dachte ihrer Eltern, die ihren Kindern eine französische Erziehung gegeben hatten und von ihnen erwarteten, daß sie Franzosen seien oder sich mit Franzosen verbänden, um das Deutschsein des Elsaß zu verhindern, — und war bereit zu dem neuen Kampf, den ich neben der Geliebten kämpfen mußte um den Durchbruch der Liebe zu ihrer eigenen Art.

Warum hatte das Elsaß vergessen, daß in seinem Blute einer der schönsten Zweige des Deutschtums gewachsen ist, knorrig und frei, mit Blüten und Früchten überdeckt zwischen dem Laub dichtgewachsener Blätter? Blüten wie Wimpfelin, Wickram, Moscherosch, wie Geiler von Kaisersberg, Jakob und Johannes Sturm, Johann Tauler, Daniel Secklin — bis hinab zu Albert Schweitzer in unseren Tagen?

Sollte all das verdorren vor undeutschem Glanz, vor der Schönheit der Fremde? Mußte die Kraft sterben, die einst die Stadt gebaut, das Münster, das Frauenhaus, den Handelshof, die Brücken und Mauern, die den Feinden widerstanden hatten?

Wenn es einen deutschsprachigen Teil Frankreichs geben sollte, wie er früher mit seiner deutschen Universität in Straßburg bestand, – müßte er nicht um des Friedens und der Gerechtigkeit willen ein Elsaß sein, in dem Deutsche, unvergewaltigte Menschen wohnen? Auch unter westlicher Herrschaft muß dies Land seinen Charkter behalten, denn nur so wird es die Möglichkeit zu einer Verständigung zwischen den großen Völkern bieten. – Es ist schwer zu glauben, daß das Gebiet zwischen Wasgau und Rhein den Zankapfel zweier starker Nationen bilden m ü s s e , – und damit eine Gefahr für das alte und neue Europa und dessen Kultur.

Mir war, als müsse ich mich umwenden. Georgette müsse hinter mir stehen, mir über die Schulter blicken und lächeln. Aber wenn ich den Kopf wandte, sah ich mein eigenes Antlitz im Spiegel, der an der Wand hing.

Ich hatte ihr Blumen geschickt, so viele ich nur bekommen konnte, als ich aus der Kanzlei kam. Ob sie sich gefreut hatte? Ob sie morgen zu mir kommen würde, wie wir verabredet hatten? Ich wußte, sie würde Wort halten, und doch fragte ich mich hundertmal, malte mir aus, wie ihre Gestalt am Fenster ihrer Wohnung erschien, um nach dem Wetter zu blicken, – wie sie noch einmal schaute, ob die Blumen genug Wasser hätten, – sah sie aus der Tür treten und die

Richtung nach der Gasse einschlagen, in der das Haus der alten Yvonne lag.

Auch dort hatte ich Blumen aufgestellt – Veilchen in allen Vasen, Veilchen auf dem Sims des Kamins, Veilchen auf dem Wandbrett mit meinen Büchern.

Einen der Sträuße hatte ich mitgenommen in das Haus Hugos; er stand vor mir und duftete wie Frühling, dessen erste Strahlen den Waldrand küssen. Inmitten eines Kranzes grüner Blätter wölbte sich die blaue Fülle, über der ein Schimmer lag, als gleise unergründliche Tiefe unter der purpurvioletten Dunkelheit.

Plötzlich hörte ich die Gartenpforte knarren. Schritte eilten über den Kies. Die Haustür wurde aufgerissen. Ich sprang auf. – Hugo trat mir entgegen. Er lachte laut, war froher Stimmung und rief:

„Solche Reise werde ich in meinem Leben nicht wieder machen, selbst wenn ich heil aus Flandern zurückkehre!"

Er stand vor mir, wie er gegangen war: ohne Hut und Mantel, als komme er aus der Nachbarschaft.

„Hast Du nichts zu essen?" fragte er. „Dort unten ist es noch schlimmer als hier. Deutschland hungert."

Wir gingen in die Küche. Hugo erzählte während der Mahlzeit, die aus einer Büchse norwegischer Fischklöße, aus Brot und Kunsthonig bestand.

„Deutschland ist eine belagerte Festung. Wäre nicht seine Not organisiert, so daß jeder noch ein wenig erhält, wir wären längst erlegen. Aber gleichzeitig ist überall Kriegsbetrieb in den Städten. Frauen haben die Männer ersetzt; Frauen vertreten das Personal in den Zügen, Frauen stehen in den Fabriken an Kriegs-

maschinen, drehen Granaten, sind in den Munitionslagern, um Geschosse zu füllen, wirken in allen Betrieben und hoffen, daß die große Erlösung kommen wird, daß dies Ringen der letzte Krieg gewesen sei, – daß Kinder und Kindeskinder durch sie vom gleichen Schicksal verschont bleiben. Aber neben dieser Hoffnung steht die Verzweiflung, welche weiß: es wird nicht zu einem guten Frieden kommen. Aus der Niederlage, wen sie auch trifft, wird neuer Krieg geboren oder der Untergang, den viele wünschen, um auf ihm einen neuen Staat zu bauen, der selbstlose, freie Menschen fordert, die es nicht gibt und nie geben wird in der ewigen Wiedergeburt des Tierischen, das der Mensch in sich trägt neben dem Geist einer göttlichen Erkenntnis."

Hugo war ernst geworden. Ich aber fragte mit tiefem Anteil: „Und warum führen wir diesen Krieg? Wo sind die Gegensätze, die unüberwindlich sind zwischen den großen Nationen? Ist es die Kultur des einen, welche den anderen bedroht? Unsere Bildung und unser Werden stammen aus gemeinsamen Wurzeln. – Oder der verschiedene Gottesglaube? Wir beten zu einem Gott, der sich abwenden muß, wenn er die Zwietracht seiner Geschöpfe sieht. – Kämpft Frankreich, kämpft Deutschland für ein anderes Recht, für wesentlich andere Gesetze, für eine andere Wirtschaftsordnung, für eine andere Kunst als die europäische, die westliche, welche nach demselben Himmel strebt?"

„Und doch steht all dies auf dem Spiel", erwiderte Hugo; „wir hätten wohl dies alles zu verteidigen, denn um uns herum gibt es Gefahren, die uns zu über-

mannen drohen, Gefahren, die Sieger und Besiegte verschlingen. Der schlafende Riese des Ostens ist erwacht. Rußland hat den Schritt vom Mittelalter in die Neuzeit vollzogen; es fühlt seine Kraft, die in der Einheit der unverbrauchten Masse liegt. Die gelbe Gefahr steigt aus der Ferne empor, der Mongole macht den Sprung von der Handarbeit zur Maschine. Das schwarze Afrika lernt im Kriege die Waffen Europas gebrauchen. Es ist müßig, zu fragen, wieviel Europa Schuld trägt an diesem Erwachen einer Welt, die anders ist als wir, die uns vernichten muß, wenn sie sich regt und verbreitet. Es fragt sich einzig, ob wir uns töten wollen, wir Westlichen, der eine den anderen, der Bruder den Bruder – oder ob wir nicht die Kraft finden, unser gemeinsames Leben, das Leben unserer Wissenschaft, unserer Technik, unserer Wirtschaft, unserer Kunst, das gemeinsamem Blut entstammt, wie es nach Völkerwanderung und Frankenreich entstand, zu schützen. Wir haben das Recht und die Pflicht zu dieser Gemeinschaft; sonst sind wir dem Völkertod zugealtert, nichts als zänkische Greise, die sich um eine Erbschaft streiten, welche bereits ein Fremder angetreten hat. Wir hadern um Zollgrenzen und Wirtschaftsgebiete, nicht um die Erhaltung unseres Lebens, das die nahe Zukunft bedroht!"

Ich fragte nach Blanche.

„Mit ihr habe ich Tag und Nacht über dies alles gesprochen, denn ihr lebendiger Geist beschäftigt sich unausgesetzt mit den Dingen, die in der Tiefe gären, die sich in der Seele der Völker stoßen und ihre Zuversicht lähmen. Völker, die nur noch kämpfen wie Tiere, die der panische Schrecken regiert und die nur

noch ein Ziel kennen: Erlösung. Aber nicht wissen, wo Erlösung ist – und dem Abgrund zurasen, der ihren Tod bedeutet."

„Solcher Zwang der Massen, die sich nach einer Richtung in Bewegung gesetzt haben, ist eine Kraft, welche der wache Geist der Kultur in andere Bahnen lenken muß. Sonst sind wir verloren, – meinte Blanche", fuhr Hugo fort. „Wenn wir auch nur einen Teil der Kraft, die im Felde verblutet, die hinter der Front in unermüdlicher Arbeit Vernichtung schafft, die Geschütze und Geschosse erzeugt, Schiffe baut, welche schwimmenden Festungen des Todes gleichen, – wenn diese Kraft willig wäre, Kanäle zu graben, Straßen zu bauen, Sümpfe zu entwässern, Wüsten in Acker zu wandeln, Urwälder zu roden, das Meer zu bändigen und aus der ungezähmten Kraft der Natur die Erleichterung und Sicherheit eines versöhnten Westens zu schaffen, – die Erde wäre ein Paradies. Nicht jenes ungefährdete Paradies einer märchenhaften Vergangenheit oder unerreichbaren Zukunft, sondern das Paradies des wachen Geistes, der Arbeit, des Rechts, angewandter Wissenschaft, ein Boden der Kunst und höchster Ertüchtigung, welche Menschengeist und Menschenleib erreichen können. Unüberwindlich wäre Europa in dieser Gemeinschaft."

„Aber statt dessen", wollte Hugo fortfahren. Doch ich wehrte ab. Wirklichkeit und Möglichkeit waren so weit voneinander entfernt, daß mir schwindelte. Alles, was die Völker trennte, kam mir so klein, so bedeutungslos, so armselig vor, daß mir das Blut der Millionen im Feld wie ein Opfer erschien, das einem längst erloschenen Götzenglauben geopfert ward,

während der neue Gott noch schlummerte im Schoße des Meeres. – Aber er mußte sich erheben über den Nebeln der Tiefe, die sich aus Blut und Eisen, aus dem Rauch der Granaten und dem Jammer des entfesselten Orkans der Nacht zusammenballten und zerfetzten, – er mußte kommen wie die Sonne, die den Winter verscheucht und in sich das Wachstum der Erde birgt, – nicht frei von Gewittern und Wolken, aber mit der Gewißheit der Ernte für alle, die mitwirken in der Geduld der heller werdenden Zeit.

„Erzähle mir von Blanche!" wiederholte ich nach langem Stillschweigen.

Hugo lächelte; darauf ging ein Schatten über seine Züge, und er begann:

„Kannst Du Dir vorstellen, daß ich Blanche heiraten wollte? Ich gehe morgen ins Feld, und niemand weiß, wo mich der Tod ereilt. Mich hatte das Sehnen erfaßt, in der Liebe einer Frau, in ihrer Seele und ihrem Gedenken, in ihrem Blut weiterzuleben, wenn mich der Krieg behält. Ich dachte an Kriegstrauung, die man in einem Tage vollziehen kann. Darum fuhr ich nach Hamburg.

Ich suchte Blanche in ihrer Wohnung, fand sie aber zunächst nicht. Sie war in der Fabrik. Ich rief sie von einem Gasthof aus an. ‚Kannst Du Dir denken, wer hier ist?' fragte ich, als ich mich am Fernsprecher bis zu ihr durchgearbeitet hatte.

‚Hugo!' rief sie, als habe sie mich erwartet. Wir vereinbarten, ich solle sie abholen. In der Fabrik suchte ich sie. An unzähligen Bürotüren kam ich vorbei, Maschinen surrten und klapperten, Fahrstühle sausten

auf und ab. Ich wußte nicht mehr, wo ich war. Ein Paternosteraufzug haspelte vor mir seinen ununterbrochenen Weg. Da stand Blanche auf einmal in einer Zelle, die von oben herabschwebte, von Licht umflutet, in ihrem blauseidenen Kleid. Das schwarze Haar war in der Mitte gescheitelt, die Stirn leuchtete, und ihre dunkeln Augen hatte sie fest auf mich gerichtet. Wie aus dem Himmel schien sie zu kommen. Der Aufzug war noch hoch über dem Fußboden; aber sie sprang aus der Nische, als habe sie keine Schwerkraft, und flog mir um den Hals.

‚Do häsch mi!' rief sie. Und ihr Herz schlug an dem meinen. –

Als wir in meinem Gasthaus zusammen waren und ich ihr gestand, daß ich sie heiraten wolle, lachte sie mich unter Tränen aus, die in ihren veilchenfarbenen Augen standen. ‚So, wie du bist? ohne Hut und ohne Zukunft?' meinte sie lächelnd. Dann ward sie ernst und sagte, wie aus meinen eigenen Gedanken heraus: ‚Ich möchte ein Kind von Dir, Hugo.'

Wir standen uns gegenüber, lange, glücklich und voller Todesangst, und fühlten, daß sich zwischen uns ein Schicksal erfülle. Und wir blieben zusammen, bis meine Stunde schlug und Blanche mich mit Gewalt von sich drängte. Sie wollte allein sein mit meinem Gedenken. Ich aber gehe in den Krieg, der nach meinem Blut verlangt." . . .

„Ist es so weit gekommen", fragte ich mich, „daß wir nicht mehr mit dem Sieg, nicht mehr mit der Heimkehr aus dem Kampf, sondern nur noch mit dem Tode rechnen, wenn wir in die Feldschlacht ziehen, um dem Volke zu dienen, um die Heimat zu schützen!

Wir nehmen von Leben und Liebe Abschied, wenn die Front ruft, und sterben für ein ungeborenes Geschlecht, das nicht wissen wird, wofür wir gestorben sind. Und unsere Gegenwart wird nicht erlöst von ihrer Schuld und ihrem Irrtum." ...

* * *

Wir saßen noch lange zusammen und plauderten über die Zeit und ihre Bedeutung, über die Schwere des Schicksals, die wuchs mit der Sehnsucht nach einem greifbaren Ziel der Geschichte, deren Zeugen wir waren.

Als der Morgen graute, reichten wir uns die Hand, ruhten ein wenig und nahmen Abschied voneinander.

Ich wanderte in die Kanzlei. Wenn ich wieder ins Stockfeld kommen würde, war Hugo nicht mehr da. Doch der Gedanke an ihn und Blanche würde bei mir sein, an die weißhäutige Blanche, die des Freundes Leben in eine bestimmte Richtung gedrängt hatte, wie Georgette das meine. Auch diese beiden Frauen waren nicht mehr dieselben wie vor der Zeit, da sie uns kennenlernten. Eine tiefe Wechselwirkung war zwischen ihnen und uns lebendig. Das Reifen der Welt eilte in ihnen und in uns dem Geschehen des Tages voraus.

Wir waren gewiß: Auch wenn der Krieg mit unserer Niederlage endete, würden unsere Gedanken siegreich sein. Sie würden eines Tages zu einem Umschwung führen, zu einer Revolution des Geistes, die diejenige von 1789 ablöste, die das zerrissene Deutschtum stark machte – und aus dieser Stärke heraus fähig, dem westlichen Bruder die Hand zu reichen.

Kämpften wir heute noch um das Elsaß? Um Lothringen, um eine Revanche, für die sich Millionen geopfert hatten und ein Meer von Blut geflossen war? Nur Diplomaten und Wirtschaftsgruppen dachten noch an die kleinen Ziele der selbstischen Annektion und Vergewaltigung. Den Männern der Front ging es um ein Ende der Kriegsmöglichkeit, um die Überwindung der Feindschaft, um die Gesundung der Welt. Wohl würden Diplomaten und Politiker neue Verträge ersinnen, neue Netze spinnen, würden die Völker hintereinander spannen und gegeneinander ausspielen. Aber der Soldat hüben und drüben würde den Krieg überwinden, den Krieg zwischen den Nachbarn. Wenn man die Regimenter fragen könnte, die Bataillone, die Divisionen, die Armee – alle würden die Waffen niederlegen und heimkehren zu friedlicher Arbeit, – keiner würde vom anderen Land oder Geld fordern, Vorrechte oder einen harten Frieden.

Aber die Fronten hatten sich ineinander verbissen, und der Wille der Kämpfer würde erst gehört in der Zukunft, wenn der Sieg der einen nicht als Sieg, – und die Niederlage der anderen nicht als Schuld derer gewertet würde, die die Last und Mühe der Schlachten getragen hatten.

Ich saß vor Stößen von Briefen in der Kanzlei, die von Land zu Land gingen. Aus allen schrie die Frage: „Wann geht der Krieg zu Ende?“

Da – mit einem Male stutzte ich. Vor mir lag ein Brief Georgettes an Gaston ... Ich zauderte, ihn zu lesen. Meine Hand zitterte. Endlich begann ich die Zeilen der Freundin zu entziffern.

Sie schrieb:

„Ah, Gaston! es hat sich so vieles gewandelt, daß ich Ihnen sagen muß, was in mir für Gedanken sind. Ich bin nicht mehr die, die Sie vor dem Kriege sahen, in der Auvergne, als ich Bruder und Schwester besuchte. Ich bin nicht mehr die, die Ihnen die Hand reichte, weil meine Eltern es wünschten, und weil ich selbst zu gehorchen gewohnt war, ich – die stets ein Glück darin fand, den Willen der Mutter und meines Vaters zu dem meinigen zu machen.

Ich war stolz, Ihnen einst gehören zu dürfen. Ich sah in unserer Verbindung die Rückkehr ins Vaterland, das verloren war, sah vor mir eine gesicherte Ehe, und war gewiß, daß aus der Verbindung mit Ihnen eine dankbare Zuneigung erwachsen würde. Ja, ich glaubte, ich würde Sie einst lieben können.

Aber ich wußte nicht, was Liebe ist. Wohl lebt sie in jedes Menschen Blut, still und geheimnisvoll. Sie stellt uns Bilder vor die Seele, nach denen wir uns die Zukunft malen, – sie kommt im Traum zu uns, wenn die Scheu des Tages schlafen geht. Sie wagt sich nur ans Licht, wenn uns dies Bild begegnet, wenn es lebendig wird, wenn es wie Schicksal vor uns tritt.

Dann fühlen wir, was Liebe ist.

Die Achtung, die ich Ihnen entgegenbrachte, Gaston, war keine Liebe. Mit Schrecken denke ich daran, was geschehen wäre, wenn ich Ihnen gehört hätte, – und das Bild des Mannes wäre vor mich getreten, den ich lieben muß.

Der Krieg hat unsere Verbindung hinausgeschoben. Das Schicksal verhindert sie nun für alle Zeit. Ich

kann nicht die Ihre werden — auch dann nicht, wenn Sie als Sieger von den Bergen steigen und mich fordern.

Wenn ich Ihnen folgen müßte — nach Frankreich, in die Garnisonen der Provinz, in die Städte Algiers, nach Tonking oder in die Militärstationen in Marokko — ich würde unglücklich sein. Selbst wenn ich in Paris wäre, in der lichtstrahlenden Hauptstadt Ihres großen Landes, ich würde Heimweh haben nach einer anderen Erde, nach der Stadt, in der ich geboren bin, nach den Menschen, die meine Sprache sprechen, nach den Bergen, die über den Rhein blicken, nach der großen Heimat, aus der die Musik deutscher Meister klingt und in der deutsche Lieder schallen.

Wohl strömen diese Lieder, diese Töne aus denselben Quellen wie in Ihrem Vaterland, — ich weiß es. Aber sie klingen in einer Sprache, die nicht meine Muttersprache ist, und ich müßte mich aufgeben, wollte ich im Leben Ihrer Nation aufgehen, solange sie in meinem Volk einen Feind sieht. Es würde nicht möglich sein, daß ich eine Deutsche bliebe — noch nicht! Darum hält mich das Elsaß, und ich hoffe, daß ich in diesem Lande nicht gezwungen werde, mir untreu zu sein, wenn der Friede kommt. Freilich — das Kriegsglück kann erzwingen, daß meine Eltern, mein Geliebter und ich — Steuern und Abgaben in die Kassen Ihres Landes zahlen, wie wir sie heute unserer Regierung entrichten. Aber dies Kriegsgeschick hat keine Macht über meine Liebe, die nicht Ihnen gehört, Gaston, sondern einem Deutschen.

Sie werden nicht verstehen, was ich sage. Sie werden zürnen oder mich verachten, weil ich dem Rufe und der Sehnsucht folge, die in mir wohnten, seit ich ge-

boren ward. Sie werden mich daran erinnern, daß unsere Verbindung eine Brücke sein sollte zwischen den Völkern, ein Band zwischen deutschem und Ihrem Blut, ein Unterpfand der Versöhnung. Doch es wäre in Wahrheit ein Unterliegen der Seele, die mir ins Leben mitgegeben ward.

Würde nicht auch Ihr Herz zittern vor Scham und Empörung, wenn ich von Ihnen verlangte, Sie sollten mit mir nach Deutschland ziehen, sollten einzig seine Sprache sprechen, sollten Ihre Abkunft verbergen? Und würde Ihr Blut nicht widersprechen, wenn Ihre Kinder nicht französisch fühlten?

Wenn wir nicht in Feindschaft lebten, wir Menschen diesseits und jenseits der Berge! Wenn wir frei wären von dem Wunsch, den Nachbar zu zwingen zu unserer Art und unserem Blut, – so wäre die heiligste Verbindung zwischen zwei Menschen gleichberechtigter Völker möglich. Denn diese Völker sind verwandt. Aber sie lieben sich heute nicht wie Brüder; sie hassen einander, weil sie nicht einig sind über die Erbschaft, die ihnen gegeben ward, – streiten sich wie böse Vettern um den Nachlaß der Zeit.

Ich würde nicht die Ihre sein, Gaston, wenn ich Ihnen folgen müßte. Darum habe ich den Ring abgestreift, den Sie mir einst gaben. Ich schicke Ihnen das Reiflein zurück, wenn der Krieg zu Ende ist. An meiner Hand steckt ein roter Rubin, den mir das Traumbild gegeben hat, das schon durch meine Kinderseele schritt, und das nun Wirklichkeit geworden ist. – Nein, nicht nur Wirklichkeit, – all meiner Sehnsucht Erfüllung.

Draußen im Kriege ringen tausend Männer für uns. Auch mein Geliebter stritt für das Elsaß und blutete für mich. Wenn wir Frauen, für die dies Blut vergossen wird, damit einst das neue Geschlecht lebe, das Frieden zwischen den Völkern schließt, nicht die Treue bewahren wollten, – wo bliebe die Zukunft der Erde und die Heiligkeit des Glaubens, der lieber untergeht als Gottes Gebote verletzt?

Und was wären die Gesetze des Blutes, der Liebe, der Art, – wenn es nicht Gebote wären, die Gott uns gegeben hat, damit wir sie in der Seele fühlen, wenn Menschenwille und Völkerunglück über uns kommen, so daß das Gesetz der Zeit und geschriebener Bücher nicht mehr dem Willen der Natur entspricht?

Sie werden nun in mir die Feindin sehen, Gaston, die Ihrer nicht wert ist. Aber ich hoffe, es werden Zeiten kommen, die meinem Entschluß recht geben, und in denen auch Sie milder denken und verstehen, warum ich mich von Ihnen trenne.

Denn ich bin eine Deutsche, weil ich Elsässerin bin." ...

– Mir schlug das Herz vor beglückter Erschütterung. Alles Verlangen meines Lebens klang in dem Bekenntnis Georgettens wieder, das vor mir lag, für Gaston bestimmt, in seiner Sprache, aber aus deutscher Seele.

Turmhoch erhob sich vor mir das Bild der Geliebten. Ich wußte, daß sie mit diesem Brief ganz zu mir gekommen war, daß sie sich von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder trennte, sich lossagte von hundert Elsässerinnen, deren Neigung aus der Liebe zu Fremdem heraus nach Frankreich schaute.

Es wurde mir schwer, die Arbeit der Nachmittagsstunden zu Ende zu führen. Ich wollte Georgette sehen, ihr danken, mit ihr sprechen. – Wir hatten vereinbart, bei der alten Yvonne zusammenzukommen.

Ich eilte durch die Straßen und betrat mein Zimmer. Die Veilchen in den Vasen verbreiteten süßen Duft. Ich stellte eine rote Rose auf den Tisch, die ich unterwegs gekauft hatte.

Aber Georgette kam nicht. – Um meine Ungeduld zu bannen, nahm ich ein Buch zur Hand und las einige Seiten über den Aufenthalt Goethes in Straßburg. Doch ich war zu erfüllt von dem eigenen Erleben. Ich dachte der Geschichte des Landes, die über die Grenzen hinausgriff, – dachte König Heinrichs II., der Metz, Toul und Verdun an sich gerissen, dachte der Habsburger, welche die Oberhoheit den Spaniern überantworteten, – und des Westfälischen Friedens, der das Bistum Straßburg zum französischen Lehen machte. Konnte man es den Alemannen, die nie einen Bund mit dem westlichen Nachbar gesucht hatten, verargen, wenn sie sich von der deutschen Mutter verlassen fühlten? Wenn in ihren Herzen die Unsicherheit einzog, die noch heute in ihnen wohnt, und die erst weichen kann, wenn Deutschland auferstanden ist in neuer Einheit, losgelöst von dynastischen Interessen, in einer Volkwerdung, die dem Brudervolk über den Bergen die Hand reichen darf, – und wenn dies Brudervolk den Gedanken der Rache vergißt, der es heute beherrscht?

War nicht Georgette der Anfang dieses Erwachens, die erste, in der die Saat der Zukunft zu keimen begann! Sie war das Bewußtwerden der Zeit und die

Lösung des Rätsels einer Sphinx, die über dem Abgrund Europas lag und nicht weichen wollte.

Meine Liebe zu dem herrlichen Mädchen wandelte sich in dieser Erkenntnis von der Beglückung eigener Verschmelzung und persönlichen Weiterlebens durch sie in die Seligkeit einer neuen Stammesgründung, in der die Auferstehung des schlafenden Blutes der Grenze offenbar werden würde und eine Wahrheit aufblühen mußte, die verdunkelt war, ein Gesetz, das wieder befolgt werden würde, – das Gesetz der Erhaltung des Ganzen durch die Ordnung der Teile, aus denen es besteht.

Unter all diesen Ideen meines Hirns wogte der warme Pulsschlag des Lebens, – vor mir dufteten die Veilchen wie Ahnung des Frühlings, und mein Blick lag auf der roten Rose.

Georgette war nicht gekommen.

Es dämmerte draußen. Ich nahm Hut und Mantel und verließ nachdenklich das Haus.

Ohne zu überlegen, fand ich mich bald darauf vor der Tür zu Georgettens Wohnung. Ich ging auf und ab, doch ich sah niemanden, und das Tor blieb verschlossen.

Es war dunkel geworden. Ich konnte meine Sehnsucht nicht bezwingen und trat in das Haus. Hinter einer Bogenwölbung lag der Hof; das eigentliche Wohnhaus war das Hintergebäude, das zweistöckig in breiter Behäbigkeit in der Dunkelheit lag.

In einem der Fenster brannte Licht. Ich trat leise näher und sah die Geliebte in ihrer Kammer, die geräumig und weiß war. Georgette stand neben dem alten weißlackierten Bett, über welchem sich ein

duftiger Stoffhimmel spannte, und hatte die Hand ans Kinn gelegt, als sinne sie nach. Die Augen waren ins Leere gerichtet. Dann tat sie einige Schritte auf den Schreibtisch zu, nahm ein goldgerändertes Buch vom Sims und trat ans Betpult, das unter der Lampe stand.

Als sie niederknien wollte, fiel ihr Blick auf mich. Sie blieb stehen in lächelndem Staunen. Wir blieben lange regungslos wie im Traume. Dann legte sie den Finger auf den Mund und verließ das Zimmer.

Ich trat leise in den Schatten zurück und fühlte mein Herz pochen. Unendlich still lag die Dunkelheit im Hofe, unendlich schwarz und drohend zwischen den Gebäuden. Dann hörte ich den leisen Schritt der Freundin, den ich so gut kannte, und wir faßten unsere Hände. Sie zog mich in einen Winkel, wir schlichen langsam, als seien wir auf verbotenen Wegen.

„Du hast auf mich gewartet?“ flüsterte Georgette.

Ich zog sie an mich.

„Warst Du traurig?“ fragte sie.

„Ich bin froh, Georgette“, antwortete ich. „Du hast mich glücklicher gemacht, als ich es verdiene.“

Ich fühlte ihre fragenden Blicke in der Nacht. Sie streichelte meine Hand.

„Ich habe Deinen Brief an Gaston gesehen!“ sagte ich; „er kam mir in der Kanzlei zu Gesicht. Ich allein habe ihn gelesen. Ich danke Dir, Georgette!“

Ihr Haupt sank an meine Brust. Ein Seufzer drang aus ihrem Munde.

„Ich habe Streit gehabt wegen dieses Briefes“, flüsterte sie. „Ich sandte ihn ab, ohne ihn den Eltern zu zeigen. Aber ich sagte ihnen, daß ich Gaston mein Wort zurückgegeben habe. – Wir haben alle geweint

heute abend. Mein Vater ist unglücklich, weil ich seine Pläne zerstöre; die Mutter sagt, ich hätte die Heimat verraten. Und doch bin ich glücklich. Die Eltern wissen nicht, daß ich Dich liebe. Aber ich trage das Bewußtsein in mir, recht gehandelt zu haben."

Georgette schmiegte sich fester an mich, ich umschlang ihre hingebende Gestalt.

„Du konntest nicht kommen?" fragte ich.

„Nein, – die Eltern wollen nicht, daß ich das Haus verlasse. Sie ahnen wohl, daß ich nicht allein bin in meinem Widerstand gegen ihren Willen. Sie sitzen im Salon, der auf die Terrasse schaut, über der Ill. Morgen, – wenn ich allein bin – morgen mußt du kommen. Jetzt könnten Lauscher da sein. Jetzt ist es nicht Zeit, uns zu treffen. Jetzt sind wir wie Unbesonnene, die nach verbotener Liebe haschen."

Ich zog sie nochmals an mich. „Ich will versuchen, morgen vormittag frei zu bekommen. Ich kann mich vertreten lassen", sagte ich.

„Still!" flüsterte Georgette. „Man wird uns hören. Wir wollen gehen. Ich denke Tag und Nacht an Dich. Ich bin bei Dir überall. Denkst Du auch meiner?"

„In jeder Stunde, Liebste. Ich sehe Dich in meiner Zukunft stehen."

Georgette suchte meine Lippen. Dann eilte sie fort mit schnellen, behutsamen Schritten, und ich tastete mich zu dem Tore, das zur Straße führt.

* * *

Ich kehrte in meine Wohnung zurück. Meine Unruhe hatte sich gelegt. Alles Glück des heutigen Tages lag in seliger Ruhe in mir.

Die alte Yvonne kam zu mir ins Zimmer. Sie legte eine Zeitung auf den Stoß, der noch immer unberührt war und sagte: „Ich habe ein wenig nachgesehen, was vorgeht. Sie lesen ja doch nicht.“

Ich lächelte. Hatte die Alte nicht recht? Wußte ich noch, was in der Welt vorging, an der Front, in der Ferne? Ich hatte wohl die Heeresberichte gelesen und hörte am Rollen des Kanonendonners im Wasgenwalde, daß das Ringen weiterging. Aber ein großes zusammenhängendes Bild konnte ich mir kaum noch machen. –

Hastig griff ich zu den Tagesblättern, wandte Seite um Seite. Die Fronten bebten unter der Wucht der feindlichen Stöße. Die Flandernschlacht tobte. Neue Kriegswagen rollten heran, immer neue Truppen warfen sich gegen das deutsche Heer. Engländer hatten den Vytschaete-Bogen eingedrückt; aber seine Sehne hielt. Um Poelcapelle ward erbittert gekämpft, Regiment um Regiment wurde herangezogen, Infanterie, Fußartillerie, Feldartillerie, Maschinengewehrabteilungen, Minenwerfer, Seebataillone, – um die Gräben von Gent bis Brügge zu halten. Flachfeuergeschütze und Bombenwerfer donnerten um Arras. Die Hölle von Verdun brach los, Kanonen donnerten bis zu den Schweizer Bergen. Rußland hatte die zaristische Regierung gestürzt, Brussilow trug seine Angriffe mit unerhörter Wut immer wieder in die Reihen der Mittelmächte. Wie Satrapen des Altertums trieben die östlichen Führer die Massen in den Kampf. – Dumpfe, mittelalterliche Massen, die nicht wußten, für wen sie kämpften, stritten hier für die Weltdemokratie, die die Entente auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Griechen-

land war in den Krieg eingetreten, um Saloniki wurde gerungen.

Nun war Brussilows zweite Offensive abgeschlagen; deutsche Truppen rückten nach Riga vor.

Wo war das Ziel dieses Ringens? Wo das Ende des Streites? Wollte das Erdbeben Europas noch die Tektonik hoher Gebirge des Geistes, den Fortschritt, den Ausgleich der Mächte? Oder wollte es die Vernichtung, die Ausschaltung Deutschlands, die Ohnmacht eines Volkes, den Hungertod seiner Frauen und Kinder?

Ich warf die Zeitungen weg und ging auf die Straße. Herbstnebel wolkten über dem Flußlauf. Die Kühle der Nacht tat mir wohl. Ich wanderte zu Fuß in die Ferne, dem Rheinwald zu, Stunde um Stunde, bis ich Neudorf und Neuhof hinter mir ließ, bis die Siedlung aus dem Dunkel stieg, müde und schlaftrunken, wie ich selber.

Ich öffnete Hugos Haus und ging durch alle Räume. Alles war leer. Hugo war eingerückt in die Armee da draußen, schlief in irgendeiner Kaserne oder rollte bereits einem unbekannten Ziel entgegen, an die Front bei Ypern, in Italien, in Kleinasien, – wer konnte es wissen. Er würde mir schreiben und würde an Blanche denken, wie ich an Georgette dachte, und würde die Hoffnung zu bewahren suchen, daß die Wut der Völker die Zeugungsstunde der neuen Erkenntnis werde, die Überwindung des Geistes der Menschen, welche diesseits und jenseits von Mosel und Maas wohnten und heute der Verzweiflung überantwortet waren, weil ihr Leben das Ende der Tage ihrer Väter war.

* * *

Ich konnte am Fernsprecher meine Freizeit mit einem anderen Dolmetscher tauschen, und so war ich am Vormittag frei.

Georgette öffnete mir die Tür. Sie hatte mich über den Hof kommen sehen. Sie trug ein weißes Morgenkleid und führte mich in den Salon, von dem sie gestern gesprochen hatte.

Die Fenster des großen Gemaches standen offen, – hohe Flügel, die weiß neben der grünlichen Tapete leuchteten. Über dem Sofa hing ein Gobelin, das Werk eines altfranzösischen Meisters, in leuchtenden Farben. Durch eine Glastür sah ich das Speisezimmer mit getäfelten Wänden und einem Kronleuchter aus dunkler Bronze.

„Wir sind allein", sagte Georgette. „Die Eltern sind im Geschäft. Mutter muß helfen, weil die Angestellten im Kriege sind. Ich komme nur selten dorthin; Vater meint, ich tauge wenig dazu."

Sie stand vor mir wie eine Dame aus vergangener Zeit. Selbstverständliche Gepflegtheit umgab sie. Und ich begriff: Nur diese Georgette, der das Leben die Freiheit eines gesunden Wohlstandes geschenkt hatte, konnte mir so gegenübertreten und selbst über sich bestimmen, wie sie es tat. In ihr war die Unschuld großer Liebe, in ihr und in allem was sie tat. In dieser Freiheit hatte sie sich zu mir gesellt auf dem Odilienberge, war mit mir in den Wald gegangen, – in dieser Unschuld der Liebe hatte sie mich geküßt und mir die Frucht Nenufars gereicht, als wir im Bade waren. Sicherheit eines selbstverständlichen Tuns war aus der Vertrautheit mit ihrem Weg erwachsen, den sie gehen mußte und ging, ohne in Zweifel zu geraten, und hatte

mich gepflegt in der Hütte und bei mir geweilt im Garten mit den Blumen des Spätsommers. Sie war selbst wie eine Blume, die sich der Hand des Gärtners beugt wie dem Flügelschlag des Schmetterlings oder der suchenden Sehnsucht einer Biene, – wie es das Schicksal fügt; die aber den Kelch ihrer Seele verschließt, wenn ein Schatten über sie fällt oder der schneidende Wind des mißverstehenden Hohnes sie streift.

„Hier bist Du groß geworden, Georgette!“ sagte ich. „In diesen Zimmern hast Du gespielt. Dein erstes Sehnen nach mir lag in Deinen Armen, wenn Du mit Deinen Puppen hin und her gingst und ihnen kleine Lieder sangst?“

„Alles war in mir“, erwiderte Georgette nachdenklich. „Dort von der Terrasse habe ich oft in die Ill geschaut und ein Bild im Wasser gesucht, das dem Deinen gleich war.“

Sie schaute durch die Fenster auf die Brüstung. Dann öffnete sie die Tür, und wir gingen hinaus. Unten strömte der Fluß. Wir schauten in die Tiefe.

„Darum auch war es mir, als habe ich Dich schon gesehen, – in Kindertagen, in einer anderen Welt, in einem früheren Leben, – als Dein Haupt neben dem meinen im Odilienbrunnen schimmerte – auf dem Berge dort.“ Wieder suchten wir im Wasser unser Spiegelbild und lächelten uns zu.

Dann winkte mir die Freundin. „Laß mich heute Deine Hausfrau sein“, sagte sie verträumt. „Wir wollen denken, unser Glück sei schon erfüllt. Wir wollen spielen, wie Kinder tun, wir seien Mann und Frau.“

Ein liebliches Rot hatte sie übergossen, die Sonne überstrahlte die weiße Gestalt und ihr Lächeln.

Mich nahm der Zauber der Stunde gefangen. „Du Liebe", sagte ich und gab mich dem Spiele hin. „Wie hast Du geruht?"

„Ich habe wirr geträumt, lieber Mann", antwortete Georgette; „vor meiner Seele stand ein Bild von jenem Krieg, der nun vorüber ist. Die Lande waren von dem Hagel der Geschosse umgepflügt, und aus den Augen aller Menschen flossen Tränen."

Ich war nicht imstande, dem Selbstbetrug zu wehren, dem wir uns hingaben. „Nun ist die neue Zeit gekommen", erwiderte ich, „alle Not hat ein Ende. Die Nachbarvölker sind in Städte und in Dörfer heimgekehrt; die Hände, die das Land zerstörten, sind willig und hilfreich geworden, haben die Häuser wieder hergestellt, die in Schutt gesunken waren. Wir haben schlimme Zeiten durchgemacht. Mißtrauen wuchs aus ungerechtem Frieden. Elend kam über Sieger und Besiegte, – bis aus den Reihen derer, die im Felde standen, die Einsicht sprach."

„Ja, das Vertrauen kam, und alte Nachbarfeinde sprachen miteinander", spann ich unsere Träumerei fort.

„Wir wollen Freunde sein", fuhr Georgette fort, „und wollen uns Vertrauen schenken."

„So träumtest Du?"

„Nein, es ist Wirklichkeit. Ich träumte nur von altem Krieg, der niemals wiederkehrt. Wir wollen glücklich sein, weil wir für eine neue Zukunft leben dürfen."

„Ja, laß uns fröhlich sein!“ rief ich. „Die Welt ist weit geworden. Und wir waren einst die ersten Menschen, die aus dem Paradiese kamen, um den Acker unserer Gegenwart zu pflügen.“

Georgette lächelte. „Und unsere Kinder werden glücklich sein“, sagte sie. „Nun aber laß uns ans Tagwerk gehen. Wir dürfen niemals müßig sein.“ Sie nahm meinen Arm und führte mich durch den Saal und das Eßzimmer in die anstoßende Bibliothek, wo lange Reihen von Büchern standen. Sie bot mir mit leichter Handbewegung einen Ledersessel, fuhr mir über die Stirn und eilte hinaus.

„Ich rufe Dich“, lachte sie, ehe sie entschwand. Dann war ich allein.

Von allen Seiten schauten mich Bücher in braunem Leder an, deren goldener Aufdruck leuchtete. Band stand neben Band. Ich erhob mich und ging von Reihe zu Reihe. Corneille, Racine, Molière ragten neben den berühmten Predigern der Franzosen, die Encyclopédisten, Béranger, die Romantiker, die Dichter der Moderne bis zu den Naturalisten, bis Verlaine, Baudelaire, Rostand. Und im nächsten Schrank – neben Lafontaine die deutschen Klassiker, die Dichter des Sturm und Drang, der Hainbund, die Schlegel, Eichendorff, Brentano, Görres. Dann wieder Anatole France, Maupassant, Daudet neben Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer in ungeordneter Reihenfolge, – Stendhal bei Hebbel und Grillparzer, wie es Neuanschaffung und Leselust ergeben hatten. Neben einem schwarzen Flügel leuchteten Notenbände deutscher und französischer Meister, – Rameau, Couperin, Gluck, – Bach und Händel, – die Tonschöpfer der Wiener

Schule, – Brahms und Débussy. Bildermappen lagen auf breiten Tischen: Claude Lorrain und Dürer, Dutzende anderer, eine verwirrende Fülle des Geistes und der Gestaltung. Es schien, als habe sich die westliche Kunst durchdrungen in diesem Gemach, als wolle sie sich umarmen in unverlierbarer Einheit: tausend Bausteine zu einem neuen Reich, das längst errichtet war und nur auf die Bewohner wartete, die in ihm wohnen und ernten sollen. Stumm alle diese Zeugen eines gemeinsamen Werdeganges, unerlöst noch und harrend, bis die Stunde kommt, die das Ziel dieser verschlungenen Wege zu einem höheren Leben ist.

Als ich mich wandte, stand Georgette in der Tür und sagte: „Ich bitte zu Tisch."

Wir gingen in das Speisezimmer, dessen Tafel mit weißer Decke belegt war. Feines französisches Porzellan leuchtete, – deutsches Silber funkelte im Lichte des Vormittags.

„Du fügst das Mannigfaltige zur Einheit wie ein Sonnenmorgen", murmelte ich und war verwirrt von dem Liebreiz ihrer Bewegungen. Sie bot mir weißes Brot und Honig, Brot, das sie selbst gebacken hatte, wie sie erzählte, und goß goldgelben Tee in die durchscheinenden Tassen.

„Wenn wir einst Kinder haben", sagte Georgette und blickte errötend auf die Kanne in ihrer Hand, „wie wollen wir sie nennen? Wenn es ein Knabe ist, der Dir ähnlich sieht, der Deine Stirn und Deine Augen hat, er müßte einen deutschen Namen tragen. Wie der größte Deutsche sollte er heißen, der zugleich Weltbürger war und den Krieg der Völker nicht verstehen

konnte. Wolfgang sollte er heißen, wie Goethe, und sollte von seinem Geist erfüllt sein."

„Und wenn wir ein Töchterchen bekommen?" fragte ich lächelnd, „werden wir es Georgette nennen?"

„Es soll Odilie heißen", erwiderte Georgette ernst, „denn es soll das Licht der Erkenntnis in sich tragen und die Schönheit allen Lebens, die aus unserer Sehnsucht blüht."

„Und wann wird sich unsere Sehnsucht verwirklichen?" fragte ich und faßte ihre Hand.

Sie ließ sie mir und wurde wieder rot: „Du hast vergessen, daß wir spielen?" erwiderte sie. „Sind wir nicht glücklich? Wir sind verbunden, jetzt, seitdem wir uns gefunden haben. Ich kann mich keiner Zeit erinnern, da wir uns Unbekannte waren. Ich will Dir nichts verschweigen. Ich lebe immerfort in diesem Spiel. Dein Bild ist stets um mich. Du wohnst mit mir in meiner Stube. Als Du mich gestern sahst, war mein Gebet bei Dir. Du standest vor mir. Als ich Dich in Wirklichkeit erblickte, war keine Furcht in mir. Du wurdest mir nur deutlicher. Ich glaube auch, daß Du nicht anders bist als ich. Wenn Du in Deiner Einsamkeit allein bist, träumst Du dann von mir?"

Ich nickte und dachte der Bilder, die mir die Einbildungskraft vorgespiegelt hatte, fühlte, daß Wunsch und Wirklichkeit unseres Lebens ineinanderflossen wie zwei Ströme, die ein neues Bett gefunden haben und das gemeinsame Schicksal nicht mehr trennen können.

Die Standuhr auf dem Kamin schlug elf. Georgette überlief ein Schauer. „Wir müssen auseinandergehen. Ich bleibe dein." – Ein seltsames Verlangen strahlte

aus ihren Augen. Ich zog sie zu mir empor. Sie sprang auf meinen Arm, und ich trug sie einen Augenblick. Sie war leicht wie ein Kind, aber ich fühlte die Wärme ihres Leibes und schaute zu ihr empor wie zu einem höheren Wesen.

Da neigte sie sich herab, schlang die Arme um meinen Nacken und legte ihre Wange an die meine. So schauten wir in den Spiegel, nickten uns zu und lächelten. Sie war wie meine Schwester. Ihr Haar war dunkelblond wie das meine, ihre Augen hatten dieselbe Farbe, all ihre Formen schienen den meinen gleich; nur war ihr Gesicht zierlicher und weicher, und der süße Hauch prickelnden Mädchentums lag über ihr. Alle Lust des Daseins durchdrang mich, als sie langsam an mir niederglitt und an mich geschmiegt stehenblieb. Keiner von uns konnte den Blick von dem Spiegel wenden, und durch die Fenster und Türen brach der Schein der höhersteigenden Sonne.

* * *

Die Arbeit in der Kanzlei nahm mich jetzt wieder regelmäßig in Anspruch. Nach dem Dienst fuhr ich meist in das Haus der Einsamkeit, wanderte eine Stunde im Rheinwald oder saß im Wirtsgarten neben der Mühle, um den Abendimbiß zu nehmen. Ich las in der Geschichte des Landes oder machte Verse, träumte von Georgette und der Zukunft. Bei meinen Bekannten galt ich als Sonderling. Ich sah die heimliche Sehnsucht der elsässischen Menschen nach dem Sieg Frankreichs, sah den Hunger in den Gesichtern der Frauen, in den Mienen der Alten und Kriegsunfähigen, — Hunger, der mit Freude ertragen wurde in der Gewißheit, daß er über

dem weiten Gebiet der Mittelmächte lag und zum Zusammenbruch, zum Ende des Krieges und zur Wiedervereinigung mit Frankreich führen würde.

Waren nicht all meine Träume Hirngespinste? Mußte das Elsaß nicht den Weg neuer Enttäuschungen gehen, mußte wieder zum Kriegsgrund für die werden, die heute in Not und unter Entbehrungen geboren wurden, die heranwuchsen, blaß und schmächtig, mit Augen, die den Frieden nie gesehen hatten! Das alemannische Land am Wasgenwald würde zerrissen sein von neuen Strebungen, die schon jetzt wach wurden im heimlichen Raunen der Zungen. Neben denen, die die Rückgliederung an Frankreich wünschten, neben solchen, welche bei Deutschland bleiben wollten, weil sie auf seiner Seite gefochten hatten, dachten andere an den Anschluß an die Schweiz, dachten an einen Staatenbund mit Luxemburg und Holland, um das alte Zwischenreich der Eide von Verdun als Wall zwischen die Feinde zu legen, – und wieder andere wollten die volle Autonomie Elsaß-Lothringens. Aber im Bewußtsein keines Bodenständigen war der Wunsch rege, das Elsässertum selbst aufzugeben. Das hat der Alemanne nie gewünscht, nicht vor und nicht nach der großen Revolution, in der er den Männern um Robespierre verdächtig ward, so daß der Bürgermeister von Straßburg, der Savoyarde Maire Monet, den Vorschlag machen konnte, alle deutschsprachigen Franzosen zu deportieren und das Land am Rhein unter die Sansculotten zu verteilen.

Sollte der Rhein, diese völkerverbindende Straße des kulturellen Lebens, zur Mauer werden, welche die Alemannen diesseits von den Alemannen jenseits scheidet,

die die Söhne des gleichen Stamms als Feinde gegenüberstellt? Oder sollte er nicht das fließende Band sein, von dem aus das Leben in die Ferne strahlt, – Leben von den Alpen bis zum Meer, Leben von Ost nach West: durch den Rhein-Marne-Kanal ins Herz Frankreichs, durch den Rhein-Rhône-Kanal zum blauen Mittelmeer; – Leben vom Rhein bis in die fernen Donauländer, zum Ponthus, nach Odessa, – wenn einmal die Kraft der Männer, die jetzt im Kriege standen, Rhein und Donau verband. Wem dienten die Zollmauern, die Wirtschaftsgrenzen, die Sperrforts, die Kasernen zwischen den Völkern, auf die das Glück wartete und die ihr Blut vergossen, statt es einzusetzen für die Erhaltung des Errungenen und die Verbreitung ihrer Kultur in der Welt? ...

Mit niemandem konnte ich über diese Dinge sprechen, seit Hugo an der Front stand, außer mit Georgette. Sie war nur selten bei mir im Stockfeld. Ich traf sie in der Stadt. Sie kam in die Wohnung der alten Yvonne. Wir lasen zusammen. Oder ich besuchte sie nach dem Dienst im Haus an der Ill. Sie führte mich in die Bibliothek, und wir musizierten. Sie öffnete den Flügel, ich hatte die Geige mitgebracht. Das Glück, das in der Schönheit der Melodien, im Wohlklang der Harmonie, im Pochen des Rhythmus liegt, begann aus uns zu klingen. Der gestaltende Gedanke Mozarts führte uns durch die Themen. Wir spielten seine Sonaten. Die feierlichen Akkorde des großen B-Dur-Werkes blühten auf, der ebenmäßige Bau der Sätze, das Andante mit seiner Wandlung der Klänge und der Heimkehr in die Selbstverständlichkeit seines Beginnes, das Rondo, das die Seele nicht verleugnen kann, welche in ihm wohnt.

Wir hörten, wie die Türen im Eßzimmer und im Salon gingen, wie unsichtbare Hände einen Spalt aufschlossen, um der Musik zu lauschen. Es waren die Eltern Georgettes, welche heimgekommen waren. Sie zeigten sich nie. Sie verboten Georgette nicht, mit mir zu musizieren, mit mir zu lesen. Aber sie wollten den Fremden nicht sehen, der gegen die gefochten hatte, welche auf der anderen Seite standen, gegen den Sohn und den erhofften Gatten Georgettes. Und wir mußten das Geheimnis unserer Liebe verbergen vor ihren Ohren und Augen, – jetzt noch, – wie lange noch?

Würde je der Tag kommen, an dem die Verwandten Georgettes in mir den Freund, den Fortsetzer ihres Lebens und ihrer Überlieferung sähen? Die Feindschaft der Völker hatte ihre Wurzeln bis in die Häuser und die Herzen gesenkt und saugte die Kraft des Lebens aus der Liebe der Nächsten, wandelte sie in Mißtrauen und Abneigung, in dem Bewußtsein, an einem Abgrund zu stehen, an welchem die Gebote des Mensch-seins und aller Religion der Liebe ihr Ende finden, – über den es keine Brücken gibt.

* * *

Ab und zu hatte ich einen freien Nachmittag. Regelmäßig wartete dann Georgette auf mich im Haus der alten Yvonne. Ich fand sie, wenn ich nach Hause kam, beschäftigt, das Mittagsmahl zu bereiten, den Tisch zu decken. Sie stellte Blumen in die Vasen auf meinem Schreibtisch, saß am Fenster und besserte die Wäsche aus, die Yvonne gewaschen hatte. Sie hörte lächelnd der Alten zu, wenn diese über die Kriegsseife aus Ton wetterte, über die Ersatzwaschmittel, die das Linnen

zerfraßen, über die Schuhsohlen, die aus Pappe und Kunstleder bestanden.

Yvonne sagte nie etwas gegen Georgettes Besuche. Sie störte uns nicht, kam nie, wenn wir sie nicht riefen, fragte nie. Wurde einmal nach mir geschickt, und Georgette war anwesend, so sagte sie: „Der Herr ist nicht daheim!“ – und schlug die Pforte zu. Wie ein Hund schlich sie um die Tür und wachte. Aber sie hätte uns nicht verstanden, wenn sie durchs Schlüsselloch geschaut hätte. Wir saßen schweigend einander gegenüber, wir schauten uns an, zwischen uns lag die Geschichte des Elsaß aufgeschlagen, – doch wir lasen nicht. Die Seligkeit wunschloser Verbundenheit erfüllte uns, einer Verbundenheit, die alles hinausschiebt, die Furcht hat vor aller Tat, die reif werden will in ihrer Seligkeit, damit sie unverlierbar werde. –

Oder wir gingen an solchen Tagen hinaus vor die Stadt, über die Hügel mit den herbstlichen Reben. In den Weinbergen sangen die Mägde, schimmerten helle Kleider zwischen grünem Laub, blinkten die Trauben und boten sich der Ernte, der wartenden Kelter, kochten in der Sonne, um edler zu werden im Rausche der Gärung.

Wir kehrten beim Vetter Georgettes ein, aßen Brot, frische Nüsse, tranken jungen Wein, der federweiß in den Gläsern perlte.

Der Herbst färbte die Wälder. Noch blühten Georginen in Hugos Garten. Aber der wilde Wein am Stalle hatte sich purpurn gefärbt wie Abendrot des Lebens, und auf die leeren Beete sanken gelbe Blätter. Welkes Laub schwamm im Schwarzwasser.

Einzig unverändert blieb das Dröhnen der Geschütze in den Bergen, das wie aus dem Innern der Erde kam, wenn ich nachts in der Kammer Hugos lag und in die Finsternis starrte. Es drang aus der Tiefe, aus dem Mark der Länder, aus dem Abgrund der Ewigkeit, rollte in sich selbst zurück, ohne Anfang und Ende, gebar sich immer aufs neue und war trostlos mit seinem Drohen und unverständlichen Murren, in dem ewige Unzufriedenheit hallte und die Erfüllung der Weissagung alter Denker: ein Nachklang ihres Rufs und dunklen Geistes, der immer wieder verkündete:

„Der Krieg ist der Vater der Dinge!“ ...

* * *

Der Winter kam, und Hugo schrieb von der Front:

„Wir begraben die Toten der großen Schlacht. Ich schaufle mit hundert Kameraden; aber die Leichenfelder wollen kein Ende nehmen.

Aus Gräben, aus Granattrichtern, aus den Drahtverhauen holen wir die Gefallenen, Freund und Feind, und betten sie in schwarze Erde.

Wir sind zermürbt und gehorchen der Pflicht. Der Krieg ist zur Maschine geworden, in der die Menschen Räder sind, die nicht zurück können, die ein unsichtbarer Wille vorwärts treibt.

Trommelfeuer liegt über uns. Man lernt schlafen in einer brüllenden Hölle. Neben uns pfeifen Kugeln, heulen Granaten. Wir kriechen durch den Schlamm, zurück, vorwärts, nach Osten und Westen. In der grauen Novemberluft kreisen die Flieger, brummen die Motoren der Geschwader, um uns platzen Bomben.

Fontänen von Erde und Wasser spritzen auf, zerrissene Menschenleiber und Tierkadaver zucken in Blut und Grauen.

Die deutsche Stellung wehrt sich. Kein Fußbreit geht verloren, der nicht wiedergenommen wird im Gegenstoß, im mörderischen Ringen. Aber immer neue Doppeldecker brausen in der Luft, neue Geschütze, neue Minenwerfer, neue Maschinengewehre brüllen aus feindlichen Stellungen.

Wer kennt das Schlachtfeld von Cambrai? Tausend Kampfflieger sind über uns. Niemand weiß im Stöhnen der Felder, im Heulen der Ferne und Nähe, im Orkan vor uns und hinter uns, wer lebt und wer gestorben ist, wer in Todesangst ächzt oder vor Gier zu leben, sich zu verteidigen, den Feind zu vernichten.

Neues Geräusch bricht sich Bahn in der Sturmflut des Wutgeheuls. Wir sind im Begriff, eingeschossene Gräben auszuschaufeln, eingeebnete Brustwehren aufzurichten. Ich empfinde die Schlacht nicht mehr als etwas Fremdes: ihr Tosen ist für mich zu einer Sinfonie geworden, eine Einheit des Tausendfältigen, ein Kanon der Erregung. Aber das Neue, das Ungewohnte schiebt sich dazwischen. Dissonanzen im Gleichklang des Unerhörten, Unerwartetes im Unisono von hunderttausend Furien.

Schwarze Ungetüme brechen aus den Gräben der Gegner. Schwankend, taumelnd, wandernde Trapeze mit dem schleichenden Gang vorsintflutlicher Schlangen, breit und dick, acht Meter lang, eisern in der Ruhe ihrer gleichmäßigen Bewegung, niedersinkend in Granatlöcher, aufwärtsstrebend über Mulden, über Gräben, über Verhaue. Regelmäßig klöppeln Maschinengewehre

im Bauch der Ungeheuer, regelmäßig krachen Granaten aus ihrem schwarzen Leib.

Eine unübersehbare Reihe. Alle fünfundzwanzig Meter ein Riese, ein Tier, das die Erde drüben gebiert, Ungeheuer, die nicht von dieser Welt sind, — dreihundert Kriegswagen ohne Räder, dreihundert Festungen, die sich in unsere Reihen schieben.

Tanks!!!

Wir ducken uns, werfen uns nieder. Niemand vermag zu begreifen, wie es kommt, daß die eiserne Walze nicht über uns geht, unsere Knochen zerbricht, uns nicht anbleckt mit Todeszungen.

Wir liegen im Wasser eines Kraters, den ein Geschoß gebohrt hat, in Wasser, das von Erde und Blut gefärbt ist.

Jetzt wird die Infanterie kommen. Die feindliche Schützenlinie.

Die Infanterie kommt nicht.

Es wird still um uns her. Still, obwohl hinter uns tausend Geschütze fauchen. Das feindliche Feuer wird vorverlegt.

Wieder ein Geräusch in unseren Ohren, die fast taub sind. Wie ein Wunder geht es an uns vorüber. Pferdegetrappel. Reiter hinter den Tanks. Schwadronen, eng gedrängte Schwadronen, — wie im Bewegungskrieg, wie in einer Zeit, in der unsere Väter kämpften.

Hinter den Tanks reitet Kavallerie! Sie sprengt an unserer Lache vorüber. Sie bricht vor. Sie galoppiert auf Cambrai zu.

... Ich kann nicht sagen, wie ich zurückgekommen bin aus jener Todesnot. Mich spie eine Welle von Angst

und Blut, von Leben und Entsetzen zwischen Kämpfenden und Sterbenden hin und her. Ich floh mit den Unsern, ich schleppte Munition, ich trug Proviant.

Was in neun Tagen geschah, in neun furchtbaren, grauenhaften Nächten, – ich kann es nicht schildern. Ich sah brennende Tanks. In ihrem Leibe begann Benzin zu leuchten. Loderndes Benzin floß aus Ausschußlöchern und Sehschlitzen. Flammen, Riesenfackeln schlugen aus Luken und Klappen, aus verbogenem Gestänge und Eisenraupen, – Flammen, in denen sich Menschenleiber krümmten und Männer schrien wie die Verdammten der Unterwelt.

Ich sah Tanks fliehen. Ich sah sie wanken und umfallen, auf dem Rücken liegen. Kreischend kreisten die Ketten ihrer unendlichen Bänder in der Luft mit unheimlicher Schnelligkeit.

Die Kavallerie ritt zurück. Wie Sensen fuhren die streichenden Salven der Maschinengewehre durch ihre Haufen.

Mann rang gegen Mann. Im Bajonettkampf wurden Gräben zurückgenommen. Blut, überall Blut, frisches, rotes Blut, das die Erde trank mit gierigen Lippen.

Wir waren neun Tage ohne Seele. Wir brüllten und schlugen mit Spaten um uns, mit Gewehrkolben, mit Schanzpfählen.

Und lagen wie Tote, wir Überlebenden, als Ablösung kam.

Wir weinten wie Kinder, ehe wir einschliefen, und drehten uns im Schlaf wie Aale, deren Fleisch in der Pfanne zuckt.

... Ich bin innerlich wund, jetzt, nach der Schlacht. Ich stehe an tausend Gräbern und schaufle die Erde

um. Manchmal greife ich an meine Augen und glaube ihnen nicht, daß sie all das gesehen haben, – die schwachen Augen, die nie ihren Dienst versagten in den neun Tagen der Schlacht. Ich taste nach meinen Augen und wundere mich, warum sie trocken sind, warum nicht Tränenströme aus ihnen rinnen – und nur ein heißes Brennen in ihnen wühlt.

Hinter diesen Augen war einst ein Geist, der in die Zukunft schaute, der ein Ziel sah, um das die Völker rangen.

Heute sieht er nur Gräber. Massengräber, in denen die Männer Europas schlafen gehen.

Ich sehe kein Ziel. Ich sehe nur die Grenze im Westen, die um ein paar Meilen verschoben werden soll – hinweg über die Leichen der Tausende, die im Kriege sind.

Ach! Wenn wir sterben sollen, so gebt uns ein Ziel, für das zu sterben es lohnt!

Ich sehe nur Gräber.

* * *

Ich las Hugos Brief mit Georgette im Hause der alten Yvonne. Wir waren erschüttert und konnten lange nicht sprechen. Dann holte ich den Atlas mit der Karte Europas: unsere Augen suchten die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, suchten die Schlachtfelder von Flandern, die Ardennen, die Champagne, suchten die Marne, den heiligen Strom des Westens, an dem der Krieg stehen geblieben war und noch stand.

Unsere Finger glitten über Belgien und Luxemburg, aber unsere Gedanken suchten eine Brücke von Lothringen nach Westen, vom Elsaß nach Belfort, durch die Täler über den Wasgenwald.

Wie hundert Tore lagen die Übergänge da von der Mosel bis zur Schweizergrenze, – wie tausend Brücken, auf denen wir hin und her gleiten konnten, die aber die Welt der Wirklichkeit versperrte. Durch den Sundgau waren die Germanen der Völkerwanderung einst gezogen, hatten ihr Blut nach Westen und Süden getragen, – Blut, das nun wieder zurückflutete in unbewußter Sehnsucht, – und sich gegen die stellte, von denen es stammte.

„All diese Grenzen könnten fallen!" sagte Georgette und zeigte mit dem Finger von Metz zum Jura: „all diese Grenzen der Politik, des Zolles, der Interessen."

„Auch die Sprachgrenze darf nicht die Grenze zweier Welten bleiben", fuhr sie fort.

„Sie war vor dem Kriege schon überwunden von Post und Eisenbahn, von Telegraph und Telephon", sagte ich. „Aber sie ist eine natürliche Grenze, und die Sprachgrenze wird immer eine Grenze der Verwaltung bilden, einen Wall, der nicht leicht zu überwinden ist."

Georgette ließ sich nicht beirren. „Verwaltung im notwendigen Rahmen, – ja", sagte sie eifrig: „Verwaltung der Schulen, Verwaltung der Gemeinden, der Kreise, der Bezirke; Pflege der Sprache und heimischer Sitte. Aber nicht Grenze des Denkens und des guten Willens, nicht Grenze der Meinungen und jener Belange, die beiden Völkern gemeinsam sind. Sprachgrenze sei Landesgrenze, aber nicht Anlaß zu ewigem Krieg."

Ich schwieg. Eine solche Hoffnung schien mir zu kühn, um je Wirklichkeit zu werden. – Doch wieder erhob Georgette ihre zuversichtliche Stimme und rief: „Wir müssen das Beispiel der Schweiz im Großen versuchen. In ihren Grenzen wohnen Menschen, die drei

Sprachen sprechen. Keiner fürchtet den anderen; Zürich fürchtet nicht das Übergreifen von Genf, Genf hat keine Angst, von Zürich deutsch gemacht zu werden. Und so bliebe Straßburg deutsch wie Paris französisch."

Ich küßte Georgette und streichelte über ihre Wangen. Mich hatte ihr Eifer erfaßt, und ich sagte: „Und wenn ein Streit aufkommen sollte zwischen den Menschen hüben und drüben, so sollte es nur ein Wettstreit sein um die edlen und guten Dinge des Lebens: ein Wettstreit, das beste Familienleben zu haben, die gediegenste Lebensführung, die schönste Kunst und den frömmsten Glauben an die Treue der Freunde, die in Deutschland und Frankreich sind. Ein Westeuropäischer Glaube muß erstehen, Georgette! Ein Glaube, der wie unsere Liebe ist und wie die Hoffnung, die in uns wohnt. Als eine neue Lehre wird er über die Menschen kommen, die von den Toten aufersteht wie das Samenkorn nach Winterschlaf. Sie wird langsam ihre Früchte reifen, in Sonnenbrand und Gewittern; die Menschen, die von diesen Früchten essen, werden Sendboten sein und den Samen immer wieder säen, bis alle in seiner Fülle stehen: im Glauben an Westeuropa, — im Glauben an den Anfang einer neuen Gemeinschaft."

„Und das andere Europa?" sann Georgette.

„Es hat Strebungen gegeben", erwiderte ich, „welche alle Staaten, alle Völker, die ganze Welt in ein gemeinsames Netz einfangen wollen. Dies Ziel ist zu groß. Es ist die Spitze einer fernen Zukunft, die über den Wolken der Erde liegt und von geistigem Schnee bedeckt ist. Solche Gipfel sind die Gefahr der Aus-

schließlichen, der Einzelgänger, derer, die nach Unmöglichem streben. Wenn sie auf solcher Spitze stehen, bleibt ihnen nichts, als zurückzusteigen, und oft verschlingt sie der Schwindel, reißt sie in die Tiefe. Wenn ein Bund Aller möglich sein soll, so müssen zwei Nachbarn den Anfang machen. Sie sind wie Liebende. Sie sind wie Braut und Bräutigam, aus deren Gemeinschaft eine Ehe wächst. Der Brautstand der Völker muß ausgehen vom Bund der Zweiheit. Liebe und Ehe zu dritt – oder aller mit allen – ist undenkbar und bedeutet den Streit aller. – So, Georgette, wird die Verbindung zwischen Frankreich und Deutschland möglich. Denn der Haß der Geschlechter, wie er auch im Leben der Einzelmenschen, der Knaben und Mädchen vor ihrer Reife sich zeigt, wird durch diesen Krieg überwunden. Wie Jüngling und Jungfrau werden sich jene Völker lieben, die sich als Knaben und Mädchen eifersüchtig stritten."

Georgette lächelte und drängte sich an mich: „So, wie wir uns lieben", sagte sie, „wie Du und ich!" ...

* * *

Aber auch Gaston schrieb, als es Winter geworden war ... Er antwortete auf Georgettes Brief.

Eines Nachmittags wartete das treue Mädchen auf mich am Ausgang der Kanzlei. Die ersten Schneeflocken trieben in der grauen Luft.

„Ich möchte mit dir nach dem Stockfeld fahren", sagte sie. „Du warst ein paar Tage nicht draußen. Ich habe Verlangen, das Haus Hugos wiederzusehen."

Wir machten uns auf den Weg. Die Wohnung lag unberührt, die Läden waren geschlossen.

Wir öffneten, und Georgette holte Holz vom Speicher. Gemeinsam machten wir ein Feuer im Ofen. Es dauerte geraume Zeit, bis es warm wurde. Nur allmählich drang die Glut durch den Raum – bis zum Schreibtisch, zum Sofa, bis ans Fenster. –

Wir aßen im Wohnzimmer einige kärgliche Scheiben Brot mit Marmelade, die nach Sacharin schmeckte.

Georgette war schweigsam. Als sie abgetragen hatte, zog sie einen Brief aus der Tasche und sagte: „Gaston hat geschrieben."

Ich blickte auf.

„Was würdest du tun", fragte Georgette, „wenn er nicht durch die Zensur gegangen wäre? Würdest du von mir verlangen, daß ich den Überbringer verrate?"

„Nein", antwortete ich im Bewußtsein, daß ich gegen die Pflichten verstieß, die mir mein Dienst auferlegte, aber mit dem Gewissen der Überzeugung, daß dieser Brief nicht in fremde Hände und unter dienstliche Augen kommen dürfe.

Georgette nickte mir zu und reichte den Umschlag herüber. Ich entfaltete die Blätter; wir begannen gemeinsam zu lesen . . .

„Ich habe Ihre Zeilen vor mir, Georgette, und bin betrübt über das, was sie enthalten.

Sie sind einsam geworden durch den Krieg, der Ihre Freunde, Ihre Geschwister und mich durch ein Meer von Blut und grimmiger Fehde von Ihnen trennt. Sie haben in dieser Einsamkeit deutsche Literatur gelesen und deutsche Musik auf Ihrem Flügel gespielt.

Bedenken Sie, Georgette: die Deutschen sind nicht wie ihre Bücher, und ihre Musik ist nicht ihre Politik.

Während ich drei Jahre nicht zu Ihnen kommen konnte, drei Jahre für die Ehre meines Vaterlandes stritt, haben Sie vergessen, daß der Ruhm Frankreichs der Wiedergewinnung Ihrer Heimat gilt, der Wiedergewinnung des Elsaß, das uns geraubt ward vor fünfzig Jahren.

Ich konnte Ihnen bisher nicht schreiben, wie ich wollte. Sie haben vergessen, daß der Tag kommen wird, an dem Frankreich seine Fahnen auf die Kehler Brücke pflanzt, – an dem ich in Straßburg einreite, um Sie heimzuführen. Ich danke Gott, daß ich inzwischen einen Weg und elsässische Freunde gefunden habe, die diesen Brief ungelesen in Ihre Hand legen, und deren Namen Sie verschweigen werden – auch Ihrem Freund.

Ihre Einsamkeit hat Sie verleitet, einem Deutschen Ihre Freundschaft zu schenken? Ich will nicht richten, Georgette, – sondern an die hunderttausend Frauen denken, die, wie Sie, einsam in der Heimat sind, in Freundesland, in Feindesland, – deren Liebe den Männern im Felde gehört, und deren Treue nicht stark genug ist, die lange Trennung zu überdauern. Nicht ich fühle mich durch Sie gedemütigt, sondern mein Vaterland, Frankreich, die große Nation, der Sie einen Boche vorziehen konnten. Das Nichts der Einsamkeit wäre für ein französisches Mädchen verständlicher gewesen.

Doch ich bin überzeugt, daß dies Mißverstehen, all dieser peinliche Irrtum weichen wird, wenn unsere Stunde gekommen ist. Denn unsere siegreiche Armee wird das Elsaß erlösen, und Sie, Georgette, von der Herrschaft der Preußen, von der Unfreiheit, in der Ihr

seit einem halben Jahrhundert lebt, – Ihr Elsässer, – nachdem Ihr die Segnungen der Zivilisation durch uns kennengelernt hattet.

Die Fahne Frankreichs wird in kurzem von der Straßburger Kathedrale wehen, und die Glocken werden die neue Freiheit in die Lüfte singen, in die Lüfte des Ozeans, die schon jetzt von West nach Ost wehen wie Vorboten unseres Kommens.

Glauben Sie den Worten der Deutschen nicht: Das Elsaß ist französisches Land, und der Rhein ist Frankreichs Grenze. Sie und Ihre Landsleute sind Franzosen, die ihr Leben unter Kleber, Kellermann und Rapp in den Heeren der großen Revolution, unter Napoleon und im Deutsch-Französischen Krieg für Frankreich verspritzt haben. Wir haben Euch zu Franzosen gemacht, und diese Erinnerung kann nicht verlorengehen. Wir haben Euch nicht vergessen, wir Franzosen, Euch, die geraubten Kinder einer großen Mutter, die alles daran setzt, Euch aufs neue in die Arme zu schließen. Auch Sie, Georgette!

Ah, wie nahe war ich daran, dies vor drei Jahren zu tun. Ich stand mit meinem Regiment auf dem Rougemont, den die Deutschen Donon nennen, tausend Meter über Lothringen. Meine Blicke suchten von der Spitze der Höhe aus. Ich stand zwischen den zerklüfteten Felsen des Gipfels und fand dort die Zeugen der Vorzeit – einer keltischen Zeit, deren Reste denen Galliens gleichen. Ich fand den kleinen Tempel aus rotem Sandstein, den französische Forstleute einst bauten, – und in ihm Torsos und Tafeln der Römer, die diesem Land einst die Kultur brachten – wie uns. Mein Auge folgte den Quellen der roten Saar und dem

Lauf der Breusch, welche nach Straßburg fließt und mit der Ill die Kanäle speist, die Frankreich gebaut hat, Kanäle, auf denen nun wieder unsere Schiffe gleiten werden wie auf dem Rhein, der frei sein wird gleich dem Herzen seiner Kinder.

Sie lieben die deusche Literatur und die deutsche Musik, wie Sie sagen, Georgette? Ich glaube es. Tausend Franzosen haben sie geliebt und haben sich ein Bild Deutschlands aus dieser Kunst zu machen versucht, ein Bild, das es in Wahrheit nicht gibt. Das hat uns der Krieg in seinem Verlaufe bewiesen. Das politische Land im Herzen Europas ist das Deutschland, das uns gegenübersteht, – jenes preußische Deutschland, das allen mißtraut, das alle zu überflügeln sucht, die neben ihm wohnen, – Frankreich, England, Rußland, Italien, Amerika, – alle, die heute Krieg gegen es zu führen gezwungen sind.

Diese Deutschen sind nicht das Volk der Denker und Dichter, der Musiker und Forscher, – sie sind ein Staat von Emporkömmlingen und haben vergessen, daß sie Europäer sind. Was Victor Hugo, unser großer Dichter, einst sagte, gilt heute mehr denn damals: ‚Wie bedaure ich die Deutschen! Sie waren ein Volk; nun sind sie nur noch ein Reich!‘

Aber dies Reich wurde aus dem Unglück Frankreichs gewoben. In Versailles ward es geeint, und wir werden nicht ruhen, bis es von Versailles aus wieder zerschlagen wird.

Hat das Kaiserreich nicht alle zu Feinden, die in der Welt eine Bedeutung haben? Hat es nicht selbst die Entente Cordiale gegen sich zusammengeschweißt und sich Amerika zum Feind gemacht, – nicht erst im

Weltkrieg, sondern als es eine freie, demokratische Verfassung ablehnte und sie dem Elsaß versagte, dem eroberten Land, das wir befreien müssen!

Wir haben nichts unversucht gelassen, der Welt diesen Krieg zu ersparen. Unsere Verbündeten riefen die Konferenzen im Haag zusammen. Aber das Kaiserreich störte die Einigung. Über alle Länder wollte es seine Hand halten; sein Kaiser redete in Tanger und Jerusalem, sandte Schiffe über die Meere, auf denen Englands Flaggen wehten. Es sandte den ,Panther' nach Agadir – trotz Algeciras. Es baute die Bagdadbahn und störte das Testament Peters des Großen.

Und Österreich, der alte Feind Preußens und neue Verbündete Deutschlands, hält Ausschau nach dem Balkan, gegen Serbien und damit gegen dessen russischen Freund. Franz Ferdinand, dem wir nicht die menschliche Anteilnahme versagen, plante ein Slawisch-Österreich, nachdem Deutsch-Österreich und Ungarn in seiner Hand lagen. Niemand hat die Kugeln von Sarajewo mehr verurteilt als wir. Aber Deutschland lehnte die Vermittlungsvorschläge Lord Greys ab und erklärte uns selbst den Krieg, den es führt mit der ganzen Wildheit eines Militärstaates, der auf Eroberungen sinnt.

Wir aber kämpfen für den Frieden und die Zivilisation der Erde, deren Führung die Entwicklung seit Jahrhunderten in die Hände Frankreichs legte.

Wir wollen die Fehler, die Deutschland gemacht hat, mit unserem Blut ausgleichen. Aber wir wollen für dieses Blut die Sicherheit der Zukunft, die Sicherheit unseres Landes, die Sicherheit Europas und wollen unverstümmelt aus diesem Krieg heimkehren, wollen

Elsaß und Lothringen zurückerobern, damit die Abertausende, die Vielen, nicht umsonst gestorben sind.

Wir geben nichts preis, was uns gehört, — und auch ich gebe Sie nicht frei, Georgette. Ich werde Sie von Ihren Eltern fordern, die mir Ihre Hand versprachen, wenn wir den Sieg errungen haben, — den Sieg der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit und der Freiheit.

Bis dahin leben Sie wohl, Georgette!" . . .

* * *

Als wir Gastons Brief gelesen hatten, wagten wir nicht aufzuschauen. Wir wandten die Blätter nochmals und wiederholten, was dort stand.

Dann richtete ich mich auf und sah Georgette an. Sie war blaß. Ihr Auge begegnete dem meinen.

„Es steht nichts in dem Brief", sprach sie nach langem Schweigen, „was mich von Dir trennen kann. Es sind Fehler gemacht worden; aber diese Fehler sind nicht die Fehler unseres Volkes."

Sie reichte mir die Hand. „Wie tief ist die Kluft, die uns von den Brüdern im Westen trennt! Wird unser Glaube über diesen Abgrund reichen? Wird aus dem Unglauben, der im Ungeschick der Regierung die Absicht eines bösen Willens sieht, das Vertrauen wachsen können, das wir brauchen, um die Zukunft neu zu gestalten?"

Georgette kam auf mich zu und umarmte mich. „Ich bin kein Mann", sagte sie leise; „vielleicht wird alles anders werden, wenn der Krieg vorüber ist, wenn sich die Männer aus den Schützengräben auf sich selbst besinnen, wenn sie ruhig werden von der Erbitterung

dieses Krieges. Wenn ich ein Mann wäre, ich würde alles neu gestalten."

„Wir wollen es!" rief ich. „Wir wollen stark und tapfer bleiben auch der deutschen Sache gegenüber, bis alle Welt uns achtet und erkennt, daß wir ein Volk sind, nicht nur Untertanen."

„Und ich will bei Dir bleiben und mit Dir kämpfen", fügte Georgette hinzu. „Wir Frauen denken mit dem Herzen. Ich fühle, daß irgendwie in Gastons Brief Ungerechtigkeit und Vorurteile wohnen."

„Sie liegen in der Oberflächlichkeit des Einseitigen", erwiderte ich. „Aber es würde im Augenblick nichts nützen, zu beweisen, daß wir den Krieg nicht wollten, daß wir nicht schuld sind an seinem Ausbruch, sondern das Zutun und Verschweigen aller Beteiligten, die Rüstung und der Gedanke der Einkreisung, – das Geschick fremder Diplomaten und das Ungeschick Deutschlands. Wir brauchen diese Beweise nicht, sondern brauchen unsere Tat. Wir müssen kämpfen bis zum Ende dieses Krieges, – und wenn wir ihn verlieren, müssen wir weiterkämpfen gegen jene Wellen, die stets nach Stürmen das Meer bewegen. Die tiefen Abgründe Europas sind aufgewühlt. Wir kommen aus dem Krieg zurück, um Dämme zu bauen gegen die Bewegungen der Tiefe, die jede Not hervorruft. Doch dadurch, daß wir uns und unsere eigene Gefahr überwinden, dadurch, daß wir deutscher werden als wir waren, werden wir Gaston überzeugen, daß wir ein Volk geblieben sind, mit dem in Liebe zu leben ein höheres Ziel ist, als es zu verachten." –

Georgette umarmte mich nochmals. Ich fühlte ihr Vertrauen und sagte: „Wenn unsere Frauen uns zur

Seite stehen als Erhalterinnen der Familie und des Hauses, dann werden wir das ferne Ziel erreichen."

... Wir sprachen nicht weiter. Wir machten uns fertig, in die Stadt zurückzugehen. Es hatte aufgehört zu schneien, und die Sterne funkelten. Ein Scheinwerfer glitt suchend über den Himmel, tastete in die Wolken, blieb stehen und schob sich weiter. Mit breitem Band legte sich dieser Schein des Krieges über das Licht der Gestirne, die ihre Bahn gingen und dem Gesetz ihres Wandelns folgten, wie Georgette und ich unserem Glauben.

* * *

Wir fuhren mit der Straßenbahn ein weites Stück. Ich begleitete Georgette an ihre Wohnung. Ehe wir uns trennten sagte sie: „Meine Eltern haben gleichfalls einen Brief erhalten. Ich weiß nicht, was sie sagen werden. Komm morgen nachmittag zur gewohnten Stunde. Mag geschehen, was will."

„Auf Wiedersehen, Georgette!"

„Auf Wiedersehen, Du!"

Ich ging in das Haus der alten Yvonne und schlief, bis sie mich weckte. Sie weckte mich stets, ob ich daheim war oder nicht ...

Als ich nach dem Dienst die Kanzlei verließ, lag Schnee auf den Dächern. Die Brückengeländer waren weiß, die Bäume, die Straßenlaternen, alle Vorsprünge und Kanten. Auf den Gehwegen schaufelten Frauen und Kinder die blanken Massen zu Haufen. –

Ich knöpfte den Mantel zu und durchschritt die Gassen. Aus meiner Wohnung holte ich die Geige und

eilte weiter. Der Torbogen im Vorderhaus an der Ill dröhnte, als ich hindurchschritt. Der Hof war leer. Ich klingelte.

Es waren nicht Georgettens Schritte, die sich der Tür näherten, – nicht ihr fester, sicherer Tritt, den ich liebte wie all ihre Bewegungen. Mir trat ein alter Herr entgegen, dessen klare Augen prüfend über mich glitten.

„Sie wollen zu meiner Tochter?“ fragte er. „Georgette ist krank. Sie darf nicht ausgehen und darf keinen Besuch empfangen.“

Seine Stimme klang klagend. „Ich bitte Sie“, fuhr er fort, „den Verkehr mit dem Kinde abzubrechen.“ Er wollte noch etwas hinzufügen, aber er hielt inne und schloß langsam die Tür.

Er hörte nicht auf mich, als ich sagte: „Darf ich Sie bitten, einen Gruß an Fräulein Georgette auszurichten!“ Ich stand allein in der Winterlandschaft, die den Himmel mit Wolken erfüllte und Schweigen über die Giebel der Häuser breitete, als seien sie zugedeckt zu langem Schlaf und ließen keinen Schall aus ihrem Innern.

Langsam ging ich auf die Straße. Vor dem Verlassen des Hofes wandte ich mich noch einmal. Da sah ich Georgette hinter dem Vorhang ihres Zimmers stehen und zu mir herüberspähen. Sie zeigte mit leichter Hand auf ihre Armbanduhr und hob dann ihre zehn Finger empor.

Ich verstand, was sie meinte, und nickte unmerklich. Dann verließ ich das Haus.

Mit meiner Geige lief ich den Staden entlang, über Plätze und durch Straßen, bis es dunkel war. An alten

Kirchen kam ich vorüber. Es war Nacht geworden; hinter dunklen Fenstern brannte das ewige Licht. Adventslieder klangen aus einem Gotteshaus.

Ich trat ein. Die Orgel tönte. Wie Menschen aus einer anderen Welt saßen Frauen im matten Schein der Kerzen, saßen und sangen Verse aus einer längst verklungenen Zeit. Sie flehten den Heiland an, den Himmel aufzureißen, flehten zu den Wolken, den Erlöser herabzutauen auf die Welt der Finsternis.

Ich kniete in einen Winkel und barg den Kopf in den Händen. Wirre Vorstellungen waren in mir. Wie in Kindertagen kam das Gefühl der Abhängigkeit von einer unerreichbaren Macht über mich, von Gott, der seine Gnade über uns haucht, uns versteht, um uns und in uns ist.

Dann tönten Worte in meinem Innern, die ich einst, vor undenklich langen Zeiten in der Schulstube, in der Pfarrkirche gehört hatte, die ich auswendig lernen mußte aus einem kleinen schwarzen Buch, vor dem mir graute, – Worte mit der Unfehlbarkeit eines Gesetzes und einer Offenbarung, in der aller Rätsel Geheimnis liegt und sich löst:

„Wir aber müssen mit der Gnade wirken!"

Eine Kinderstimme begann zu sprechen, eine helle, klangvolle Mädchenstimme. Sie verkündete Gebete, deren einfachen Worten ich nicht zu folgen vermochte. Die Frauen in den Bänken antworteten im Chor. Der Priester in weißer Albe las aus einem Buch mit goldenem Schnitt. Es war die einzige Männerstimme in dieser Versammlung, der einzige Mann, der zurückgeblieben war bei Frauen und Kindern. Der einzige, der nicht im Felde stand.

Nein. Der andere war ich. Aber ich schwieg in dieser Gemeinde. Und meine Seele war voll von banger Erwartung.

Ich blieb, bis der Abendgottesdienst zu Ende ging. Dann irrte ich wieder durch die Stadt. Hinter verschlossenen Läden schimmerte mattes Licht. Durch offene Fenster sah ich Tannenbäume, die zum Weihnachtsfest geschmückt wurden. Mütter standen mit bleichen Gesichtern unter den grünen Zweigen, warfen Silber und Gold über die Äste, steckten weiße Lichter in die Halter.

An anderen Fenstern träumten blühende Hyazinthen in Gläsern mit Papiermanschetten. Und hinter diesen Blumen hockte die Dunkelheit.

Wieder standen Erinnerungen vor mir – an die Weihnachtsbäume im Elternhaus, in der Schule, bei Freunden. Wir hatten in den Adventstagen zusammengesessen und in der Bibel gelesen, hatten Tannen mit Flitter und Tand behangen und dabei alte Lieder gesungen. Oder hatten den Worten gelauscht, die aus den Büchern Susos und Meister Ekkehards langsam und feierlich vorgetragen wurden.

Fast ohne es zu wollen, kam ich immer wieder durch die Straße, in welcher Georgette wohnte. Die Zeiger der Uhr wollten nicht weiterrücken. Und doch schlug es auf einmal Zehn von der Kirche im Dunkel. Die Münsterglocke begann zu läuten.

Leise öffnete ich das Tor. Ich schritt über den Hof, auf Georgettes erleuchtetes Fenster zu. Sie stand hinter der Gardine, als habe sie diesen Platz nicht verlassen seit dem Nachmittag. Während ich in den Kegel des

Lichtes trat, nickte sie mir zu und öffnete leise einen Flügel. Warmer Hauch drang aus der Stube.

„Georgette!“ flüsterte ich.

„Liebster! Erschrick nicht!“ erwiderte sie. „Meine Eltern wissen um unsere Liebe. Gaston hat auch ihnen geschrieben. Ich habe bisher in innerer Freiheit gelebt und durfte handeln, wie mein Gefühl es mir sagte. Nun kommt ein Wille, der mir heilig war, der Wille meines Vaters und meiner Mutter, die ich liebe, – und dieser Wille rührt an meine Freiheit und mein Gefühl. Mir ist, als seien mir die Eltern fremd geworden, denn ich weiß, ich stehe dir näher als ihnen.“ –

Tränen traten in ihre Augen. Sie gab mir die Hand und beugte sich weit zum Fenster hinaus.

„Du bist nicht krank, Georgette?“ fragte ich besorgt.

„Nein“, erwiderte sie. „Nicht krank, nur traurig. Denn wir werden getrennt sein Liebster. Das wird mich krank machen. Ach, ich bin nicht lieb genug zu dir gewesen. Ich hätte dich lieben sollen, wie Frauen tun, die nur e i n e Hoffnung kennen, – wie Blanche tat, von der Du mir erzähltest, als Hugo zu ihr kam.“

„Georgette!“ rief ich fast laut. Sie wich zurück vor meinem Ungestüm. Sie zauderte einen Augenblick. Dann beugte sie sich wieder zu mir und raunte: „In der Christnacht komme ich. Bleibe im Haus der alten Yvonne.“

Dann schmiegte sie die Wange an mein Gesicht und küßte mich unter Schluchzen. Und auch mir stiegen heiße Tränen in die Augen ...

Einen Augenblick nur blieben wir so ineinander versunken. Dann hob Georgette das Haupt, winkte mit

der Hand, trat ins Zimmer zurück und schloß das Fenster.

Ich wartete noch eine kurze Weile im Schnee. Dann wandte ich mich leise und glitt unhörbar in die Dunkelheit.

* * *

Verwirrt langte ich daheim an. Ich stellte meine Geige, die ich noch immer in der Hand hielt, neben dem Schreibtisch in die Ecke und saß lange im Dunkeln vor dem Feuer, das die alte Yvonne vorsorglich angezündet hatte. Rote und bläuliche Flammen flackerten hinter der Glimmerscheibe, und meine Gedanken tanzten mit ihnen auf und nieder.

In mir war keine Traurigkeit. Ich fühlte mich stark in der Zugehörigkeit Georgettes zu mir, in ihrer Liebe, in ihrem Glauben. Diese Stärke würde jeden Widerstand überwinden, den der Gegenwart, den der Zukunft, – den Widerstand ihrer Eltern, Gastons.

Sollte der alte Herr, der mich heute gebeten hatte, den Verkehr mit seiner Tochter abzubrechen, nicht zu überzeugen sein, daß er im Begriffe stand, das Glück seines Kindes zu vernichten? Ihm ging nicht mehr als ein Traum verloren, den er sich erdacht, der aber nicht dem Tag entsprach, in dem Georgette lebte, in dem sie mir entgegengewachsen war, in dem sie mir blühte, – mir und ihrem Vaterland. Sollte Georgettes Mutter nicht zu überreden sein, sie, die deutsche Bücher mit ihrem Gatten in der Bibliothek gelesen hatte neben französischen Schriften, die Dürer kannte und Grünewald, der den Isenheimer Altar in Kolmar gemalt hatte, – die Carl Maria von Weber liebte und Schumann neben Gounod und Chopin?

Konnte die Trennung ewig währen, die Gaston zwischen deutschem Volk und deutschem Staat gemacht hatte? Wenn dieser Unterschied bestand, – wir würden ihn überwinden in der Nachkriegszeit, aus den Erfahrungen der Gegenwart heraus, um der Notwendigkeit willen, mit den Brüdern im Westen in Freundschaft zu leben; denn auch sie würden uns endlich verstehen, in uns Brüder sehen, – wenn nicht die Politiker, so doch zuerst die Frontkämpfer, welche sahen, wie wir unsere Pflicht taten im Felde, die Arbeiter in den Bergwerken, in den Fabriken, in Wäldern und auf Feldern, welche wie wir friedlich schaffen und sich nähren wollten, – Kaufleute, welche Handel trieben und den Austausch von Land zu Land förderten. Wir würden ringen müssen um diese Liebe, in Geduld, über Enttäuschungen hinweg, selbst unter Mißverstehen und Verkennung – bis der Tag der Versöhnung über den beiden Ländern strahlte, ein Tag, den Georgettes Eltern segnen würden, den Gaston nicht mehr verwünschen konnte! Ein Tag des Sieges für beide Nationen, deren Kraft heute im feindlichen Kampfe nach Atem rang.

Noch wenige Tage, dann würde Georgette neben mir stehen. Wir würden den Bund noch fester schließen, der uns aneinander flocht. Ich würde ihr die Kette von roten Rubinen um den schlanken Hals legen, die ich als Geschenk für sie bereithielt: Rubinen, die zu dem Ring an ihrem Finger in einer inneren Verbindung standen, wie das Licht des Morgens und die tiefe Röte des Abends, die unser Leben umfaßt. Wie Blut würden Rubine über ihre Brust rieseln im Schein der Kerzen, – Blut, das ihr gehören sollte wie das meine, wie jeder Tropfen, der in meinen Adern rann.

Ich konnte mich nicht enthalten, vor dem Schlafengehen in den Schreibtisch zu schauen, in dem ich das Geschmeide verschlossen hatte. Es lag unberührt vor mir auf weißer Seide, wie die Farben des Elsaß, in verlockendem Schimmer. Ich hielt es in der Hand wie eine Verheißung von Glück und sah im Geiste die Freude in Georgettes Augen, wenn es ihr entgegenfunkeln würde . . .

Ein Rausch des Schenkens kam vor der Christnacht über mich. Ich kaufte eine Tanne und weißen Schmuck, Bücher und Noten, Pflanzen und Blumen. Auf meinem Fensterbrett standen Primeln und Alpenveilchen, Tulpen und Tazetten. Blüten schauten aus allen Vasen: gelbe Forcythien, dunkelrote Nelken und ein braunroter Frauenschuh. Schneeglöckchen und Christrosen standen auf den Tischen und Simsen.

Ich schmückte den Baum. Herber Duft erfüllte das Zimmer. Auf die weiße Decke legte ich Spittelers Olympischen Frühling und Beethovens Klaviersonaten in drei dicken Bänden.

Dann ward es ruhig in mir. Ich warf Kohlen in den Ofen und wartete im Dunkeln. Noch einmal ließ ich das Licht aufflammen, schaute ins Schlafzimmer. Auf dem Bette lagen grüne Mistelzweige und ein Strauß blauen Flieders.

Dann umfing die Nacht allen Schmuck. Draußen schellte es. Ein zaghafter, dünner Ton drang zu mir herein.

Ich stand auf und öffnete. Die alte Yvonne war nirgends zu hören. Durch das Glasfenster im Hausgang fiel matter Lichtschein. Der Umriß einer Gestalt stand vor dem Fenster.

„Georgette!“

Mein Herz klopfte laut. Ich schloß die Tür auf. Vor mir stand ein halbwüchsiges Mädchen, einen Brief in der Hand. Sie schaute mich neugierig an, grüßte und fragte, ob ich hier wohne.

„Ja“, sagte ich mühsam.

Die Kleine gab mir den Brief und sprang die Treppe hinunter. Mein Ellbogen drückte fast unbewußt die Tür ins Schloß. Ich tastete mich nach meinem Zimmer.

„Es ist nichts“, sprach ich zu mir. „Georgette wird kommen. Es ist ein Brief von der Kanzlei, von Lucien, dem Klavierspieler, von einem Bekannten, – eine Einladung, ein Geschenk.“ Aber ich wußte, daß der Umschlag, den ich in den Fingern hielt, von Georgette war.

Ich wagte nicht, das elektrische Licht aufflammen zu lassen. Es würde zu grell sein. Es würde mich blenden. – Ich suchte in der Tasche nach Streichhölzern und zündete eine Kerze am geschmückten Baume an. Eine einsame Flamme begann zu leuchten.

Auf dem Umschlag stand mein Name. Er war von Georgettes Hand geschrieben. Ich riß ihn auf. Meine Augen flogen über die schönen Buchstaben, welche aneinandergereiht waren, – die nur die Eine, nur Georgette schreiben konnte.

„Mein Liebster!“ las ich, „ich sende diesen Brief, statt selbst zu kommen. In tiefem Herzeleid schreibe ich. Meine Eltern dulden nicht, daß ich das Haus verlasse, und sie wachen, daß ich ihnen nicht entfliehe. Nur mit Mühe ist es mir gelungen, die kleine Botin zu bestechen, die diesen Brief in Deine Hände legt.

Als Du im Hofe bei mir standest, in der Nacht, in der ich Dir gestand, ich möchte Dich noch mehr lieben,

ganz innig, wie Frauen tun, die nur eine Hoffnung haben, sprach ich die Wahrheit. Und doch war ich unbesonnen, Dir zu winken, daß Du in der Nacht zu mir kommen mögest.

Wir waren wie Kinder, die die Augen schließen, um nicht zu sehen, was um sie ist. Wir hatten vergessen, daß wir nicht einsam in der Welt wandern. Wir hatten sogar vergessen, daß Schnee vom Himmel fiel.

Du würdest gelächelt haben, wenn Du gesehen hättest, wie Deine Spur zu meinem Fenster ging, wie sie verriet, daß Du vor mir gestanden, daß Du hin und her gegangen warst mit kleinen Schritten – und endlich fortschlichest. Deine Schritte blieben da als sichtbares Gedenken.

Das konnte meinem Vater nicht verborgen bleiben. Er stellte mich zur Rede. Ich gestand alles. Ich sagte ihm, daß ich Dich liebe, daß ich nie von Dir lassen werde, daß wir verbunden sind.

Und meiner Mutter sagte ich, daß Du der Kranke warst, den ich im Sommer pflegte, daß ich bei Dir gewesen bin im Wald, beim Vetter, auf den Bergen.

Sei nicht erzürnt. Mich drückte unsere Heimlichkeit. Ich habe die Eltern beschworen, mich zu verstehen, sie möchten nicht auf ihrem Willen beharren. Sie sollten mich nicht unglücklich machen. Ich sagte: Ich werfe mich nicht weg, wenn ich Dich liebe.

Ach, meine armen Eltern. Sie haben mich in Freiheit leben lassen nach der strengen Klosterschule. Und nun steigt aus meinem gütigen Vater, aus meiner stets nachgiebigen Mutter ein despotischer Wille, der Gehorsam fordert, dem ich mich nicht beugen kann. Denn ich bleibe Dir treu.

Man hat mir gedroht. Man hat mich eingeschlossen wie eine Gefangene. Die Eltern wollen mich in den nächsten Tagen wegbringen, – in ein Kloster – sie sagen nicht wohin. Ich leide unter diesem Gedanken. Aber ich werde nicht aufhören Dich zu lieben, Dich und unsere Zukunft. Ich werde Dein sein, Geliebter, die Mutter Deiner Kinder – oder sterben.

Du wirst mich liebbehalten, wie ich Dich. Wir wollen aufeinander warten, und ich zweifle keinen Augenblick, daß Du wie ich denkst, daß Du an mich glaubst, auf mich hoffst. Doch gib mir ein Zeichen, daß Du diesen Brief gelesen hast und mit ihm einverstanden bist. Ein kleines Zeichen nur. – Wenn ich die Stadt verlassen muß, werden die Eltern neben mir gehen. Ich kann nicht zu Dir kommen. Wir gehen aber sicherlich an Yvonnes Haus vorbei. Ich werde zu Deinem Fenster hinaufschauen, hinter dem ich heute mit Dir glücklich sein wollte. Lege ein Zweiglein, eine Blüte an die Scheiben. Ich will daran sehen, daß Du meiner gedenkst.

Lebten wir nicht schon lange zusammen? im Wunsch, in der Vorstellung, in Bildern der Einbildungskraft? Weißt Du noch, wie wir auf der Terrasse am Flusse träumten, und wie Du mir gestandest, daß Du ein Leben des Verlangens mit mir führest im Haus der Einsamkeit, – Leben, durch das ich Dich begleite, und an dem Du Freude hast?

Ich werde dieses Leben, das neben der Wirklichkeit schwebt, weiterführen. Und wenn der Krieg ewig währt, wenn ich alt werde in der erzwungenen Verlassenheit – ich werde Dein Bild in mir tragen.

Aber der Krieg dauert nicht ewig. Der Friede kommt und mit ihm die Möglichkeit, zu Dir zu eilen. Und wenn

ich fliehen sollte, – ich würde zu Dir kommen, wenn nur der Krieg beendet wäre! . . .

Jetzt, nachdem ich all das geschrieben habe, bin ich nicht mehr so traurig. Ich möchte Dir noch Vieles sagen, aber meine kleine Botin kommt über den Hof.

Ich küsse Dich. Behalte lieb

Deine Georgette."

Als ich dies Bekenntnis der Liebe gelesen hatte, flammte die Weihnachtskerze noch einmal auf und verlosch. Mir war, als hörte ich Georgettes Stimme in meinem Innern nachhallen. Ich stand allein in der Finsternis, unter dem Baum, im Duft der Blumen.

„Ich bleibe Dein!" sagte ich in die Stille hinein – laut, vernehmlich. Dann sann ich. Neben Trauer stand Freude in mir, neben Rührung Stolz und Zuversicht.

Es war, als griffen die Kräfte der Verneinung und des Himmels gleichzeitig nach meinem Herzen. Allein ich wollte nicht, daß die Schwermut mich überwältige. Ich mußte die Nacht erhellen mit den Gedanken an die Geliebte und mit Licht um mich.

Ich zündete den Weihnachtsbaum an, entfachte alle Lichter. Geheimnisvoller Glanz erfüllte mein Zimmer. In meiner Seele ward es ruhiger.

Da nahm ich die Geige zur Hand und spielte das Pastorale Georg Muffats, des Lully-Schülers aus Kolmar. Wie Orgelton schwebten die Klänge durch das Gemach.

Die alte Yvonne ging über den Flur. Ich rief sie herein und gab ihr einen Stoff für ein Hauskleid, den ich mit Mühe hatte beschaffen können. Sie war gerührt und bat mich, weiterzuspielen. Ich tat es und blickte auf sie, während ich den Geigenbogen auf und nieder

führte. Sie regte sich nicht in ihrem schwarzen Kleid; ihr Gesicht schaute in Fernen der Erinnerung. Statt Georgette stand eine alte Frau unter meinem Lichterbaum – wie Vergangenheit.

Die letzten Klänge der Hirtenmusik verwehten. Ich senkte das Instrument. Yvonne wünschte mir Gute Nacht. Ich löschte die Lichter. Dann nahm ich den Mistelzweig von meinem Bett, öffnete das Fenster und befestigte ihn auf dem Sims. Hinter den Scheiben aber drängte ich alle Blumen zusammen, die im Zimmer standen, – die Primeln und Alpenveilchen, die Nelken und den Flieder, all meinen Vorfrühling und das Sinnbild meiner schönen Liebe.

* * *

In den Weihnachtstagen wich ich nicht vom Fenster. Ich goß meine Blumen, gab ihnen frisches Wasser, wandte sie in den Gläsern, damit sie Licht von allen Seiten erhielten.

Keiner der Vorübergehenden entging meinen Blicken. Ich schlief kaum. Immer wieder suchte ich das Bild Georgettes auf der Straße.

Müdigkeit lag über mir. Der Nachmittag des Stephansfestes stand grau über der Stadt. Ich dachte darüber nach, wie ich mir Gewißheit verschaffen könne, wie ich einen Boten zu der Geliebten zu senden vermöchte. Vielleicht konnte ich das Mädchen finden, das mir Georgettes Brief gebracht hatte. Vielleicht war es Yvonne möglich, in das Haus an der Ill zu gelangen.

Meine Lider hatten sich gesenkt. Ein Windstoß fuhr um das Haus. Ich schrak zusammen und blickte wieder durch die Scheiben. Der Mistelzweig schwankte in der

Winterluft . . . Und unten, über das Pflaster, durch den Schnee, in welchen Wagen schmutziggelbe Furchen gegraben hatten, schritt Georgette an der Seite des alten Herrn, der ihr Vater war. Hinter beiden schleppte die kleine Botin einen schweren Koffer.

Die Augen der Geliebten waren auf mein Fenster gerichtet. Ihr Vater blickte streng geradeaus. Ihre Wangen waren gerötet. Sie lächelte und nickte, als ihr Auge mich erspähte. Ich winkte mit der Hand, stellte schnell die Blumen auf die Erde und öffnete das Fenster. Georgette wandte den Kopf und blickte nochmals in meine Augen. Dann faßte sie der alte Herr am Ärmel und zog sie weiter. Nur einen kleinen Streifen ihrer dunkelblonden Haare konnte ich zwischen Hut und dem Pelzkragen sehen, den sie trug, – und die Bewegung ihrer Hand, die nach dem Taschentuch griff.

Auch ich zog mein Tuch hervor. Und obwohl sie nicht mehr zurückblickte, ließ ich es in der kalten Luft flattern, bis Georgette und ihre Begleiter meinen Blicken entschwunden waren.

Nur die dämmerige Straße lag unter mir.

* * *

Nach einer Weile verließ ich die Wohnung und ging vor dem Hause hin und her. Hier mußte die Botin Georgettes vorüberkommen, wenn sie den Heimweg antrat. –

Ich wartete lange, ehe sie wirklich sichtbar wurde. Ihre Augen suchten in der Runde, dann erkannte sie mich und blieb stehen.

„Einen Gruß von Fräulein Georgette!" sagte sie wichtig. Ich blickte ihr in das von Kälte gerötete Gesicht.

„Sonst nichts?“ forschte ich.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Seine Augen waren offen, ihr Blick ohne Falsch. Sie zitterte ein wenig in dem dünnen, schwarzen Mäntelchen.

„Wo ist Fräulein Georgette hingereist?“ fragte ich weiter.

Das Kind hob die Schultern und sagte: „Ich weiß es nicht. – Vor dem Bahnhof hat mich ihr Vater weggeschickt. Er hat den Koffer selbst getragen. Dann gab er mir fünfzig Pfennig und befahl, ich solle heimgehen.“ – Sie öffnete die geballte Hand, in der eine Silbermünze lag. Ich griff in die Tasche und legte meinerseits eine halbe Mark dazu. Die kleine Botin war glücklich und bedankte sich mehrmals.

„Wenn Du ermitteln kannst, wo Fräulein Georgette hingefahren ist, erhältst Du das Doppelte“, erwiderte ich. Das Mädchen nickte lachend. Ich aber kam mir vor wie ein Spion und war froh, als sie weiterging. Die schmächtige Gestalt lief schnell von dannen . . .

Oft ging ich an Georgettes Wohnung vorüber. Nie erblickte ich ihren Vater, nie ihre Mutter. Oft glaubte ich, sie müsse aus dem Torbogen treten, lächelnd, die Pelzmütze auf dem Kopf. Alles blieb stumm und menschenleer, als sei das Leben eingeschlafen in dem stillen Hause.

Am ersten dienstfreien Nachmittag nach Weihnachten wanderte ich zu den Toren hinaus, um den Vetter Georgettes zu sprechen. Wie ein weißes Tuch hatte sich der Schnee auf die Felder gelegt, glitzerte in den Weinbergen, in Nähe und Ferne. Rauch stieg aus den Schornsteinen der Bauernhäuser, ausgeschaufelte Wege führten von den Türen zur Straße.

Im Flur des Hofes, den ich suchte, wies mich eine Magd in die Stube im Erdgeschoß. Der Vetter Georgettes saß hinter dem Tisch und rauchte. Sein Gesicht änderte sich nicht, als ich ihn begrüßte.

„Sie suchen Georgette?“ fragte er ohne Umschweife. „Ich weiß nicht, wo sie ist. Die Tante war gestern hier und hat mir Vorwürfe gemacht, weil ich ihr nichts von der Geschichte gesagt habe. Ich wußte, daß es zu einem Streit kommen würde. Aber ich mische mich nicht hinein, das sagte ich Ihnen gleich. Wenn der Krieg zu Ende wäre, möchte alles besser sein.“

Er setzte mir ein Glas Wein vor und nahm Brot aus dem Schrank.

„Sie können sich denken, wie sehr auch Georgette unter dieser gewaltsamen Trennung leidet“, sprach ich. „Ich werde nicht ruhen, bis ich ihren Aufenthalt erfahren habe. Ich will ihr wenigstens schreiben können.“

Der Vetter zuckte die Achseln und sog an seiner Pfeife. „Bei uns gehören die Kinder den Eltern“, sagte er mehr zu sich als zu mir. „Auf dem Lande wenigstens. In der Stadt ist es anders. Doch nicht immer. Es ist schade um Georgette. Aber die Tante kann machen, wie sie will.“

Ich versuchte, Einzelheiten über den Besuch von Georgettes Mutter zu erfahren. Doch der Bauer fragte nach anderen Dingen und blieb verschlossen, so sehr ich auch in ihn drang.

„Ich weiß nichts und mische mich nicht ein“, wiederholte er, und ich mußte gehen ohne mehr erfahren zu haben . . .

Ich suchte Vergessen in meiner Arbeit. Brief um Brief glitt durch meine Hände. Gesichter tauchten

hinter den weißen Bogen auf, – die Bilder der Geliebten, ihres Vaters, Gastons. Ich zwang mich zur Ruhe und arbeitete weiter. Selten nur gab eine Stelle zu Beanstandungen Anlaß. Solche Briefe legte ich zurück zur weiteren Bearbeitung durch die Vorgesetzten.

Die Abende und Nächte verbrachte ich meist in Hugos Haus. Hier lebte ich wie ein Einsiedler. Der kleine Ofen wurde mit Holz geheizt; ich briet und kochte ein wenig in der Küche, ließ die Augen über den Garten gleiten, in welchem hoher Schnee lag, und fütterte die Vögel vor der Tür.

Goldhähnchen und Meisen, Sperlinge und Amseln umflatterten mich, in den Obstbäumen kletterte ein Buntspecht, Raben schrien in der Ferne.

Nur selten griff ich zu einem Buch. Mein Wille war gelähmt, der Kopf ohne klare Gedanken, erfüllt von dumpfem Dämmern und von dem Bild der Geliebten, die wie eine Gefangene in der Fremde weilte, in einem Kloster, – mit ihrer Hoffnung, mit ihrer Liebe und der gleichen Sehnsucht, die mich erfüllte.

Ich hatte zu wenig gefragt. Ich kannte nicht einmal die Namen ihrer Verwandten und nichts von den Beziehungen ihrer Eltern.

Ob sie nicht fliehen konnte, wenn ihr Verlangen stärker würde, wenn der Frühling kam, wenn ...?

Ich sah sie im Geiste in der Nacht ein klösterliches Haus verlassen, sah sie den Weg durch die Kapelle nehmen, in der das ewige Licht brannte, rot, geheimnisvoll. Sie glitt an Heiligenbildern vorüber, rüttelte an der Tür, die ins Freie führte ...

Aber selbst wenn diese Tür nachgegeben hätte, wenn die liebe Gestalt in Hut und Mantel mit dem Pelzkragen

die Landstraßen entlang ging, wenn sie wanderte und wanderte, bis der bleiche Morgen kam und sie sich umschaute, wo der Münsterturm rage in der Ferne, – wenn sie auf ihn zuginge, Stunde um Stunde, hungernd, frierend, zitternd, – wenn sie endlich in der Dämmerung vor der Nacht bei mir einträte, in meine Arme sänke und an meinem Herzen bliebe, bis sie warm geworden durch das Fieber meines Blutes, – wir würden nur für kurze Zeit glücklich sein. Eine Nacht nur, und unsere Zukunft würde versinken in trostloser Ungewißheit . . .

Diese Zukunft war wichtiger als die Gegenwart. Ihr wollten wir dienen, der neuen Zeit, dem neuen Geschlecht, der Verständigung, dem Frieden eines starken Deutschland mit einem starken Frankreich. Der Bund zwischen Georgette und mir mußte gesund sein, ohne Heimlichkeiten erstohlener Liebe – als Keimzelle einer aus uns wachsenden gesunden Zeit, die kommen mußte, die mit uns geboren war.

Nicht der Zufall durfte über uns entscheiden, nicht die Flucht ins Leben, nicht ein Glück, das von Georgettes Verwandten mit Gewalt gestört werden konnte. Wir mußten warten in einsamer Treue und in dem Wissen, daß wir in dieser Trennung nicht umsonst warteten und lebten. Wir mußten stark sein . . .

* * *

Dann scheuchte plötzlich eine fremde Hand mein Geschick aus seinen Träumen auf.

Als ich eines Morgens die Kanzlei betrat, befahl mich die Ordonnanz zum diensttuenden Offizier.

Der Major winkte, mich zu rühren, und sah mir scharf in die Augen.

„Es ist eine anonyme Anzeige gegen Sie eingelaufen“, sagte er ruhig. „Wir legen keinen allzu großen Wert auf derartige Mitteilungen. Aber etwas bleibt doch hängen.“

„Eine Anzeige?“ fragte ich überrascht.

„Sie sollen Briefe weitergeleitet haben, welche nicht zensiert worden sind.“

„Ich bin mir nichts bewußt, Herr Major!“ rief ich.

„Mag sein“, erwiderte der Offizier ruhig. „Eine Verleumdung vielleicht, ein Streich, den man Ihnen spielt, zumal nicht die geringste Andeutung gemacht wird, in welcher Weise Sie die Schriftstücke geschmuggelt haben sollen. – Sie waren im Feld?“

„Zu Befehl!“ sagte ich. „Zu Anfang des Krieges.“

„Die Anzeige ist nicht bei mir eingelaufen, sondern beim Generalkommando. Ich kann nicht umhin, einer Anweisung Folge zu leisten, die von oben ergangen ist.“

Ich schaute fragend auf den Major.

„Sie werden zur Front zurückversetzt. Melden Sie sich beim Stabsarzt zur Untersuchung.“ Er beschrieb die Musterungsstelle genau. „Es handelt sich nicht um eine Strafe“, fuhr er fort, „sondern um die Möglichkeit, Ihre Schuldlosigkeit durch die Tat zu beweisen. Ihre frühere Verwundung ist ausgeheilt?“

Ich nickte und bejahte. – Der Vorgesetzte streckte mir die Hand entgegen und sprach wohlwollend: „Gehen Sie mit Gott. Ich habe über Sie persönlich nur Gutes berichtet. Guten Morgen!“ –

Ich grüßte militärisch und verließ das Zimmer. Mir schwindelte. Ehe ich indes überlegen konnte, kam der

Major mir nach und fragte mit seiner stets gleichbleibenden, ruhigen Stimme: „Können Sie angeben, von welcher Seite die Anzeige erstattet wurde? Haben Sie einen Verdacht? Sie können das Blatt einsehen." Er reichte mir einen weißen Bogen. Der Brief war an die Kommandantur gerichtet und begann: „Ich mache darauf aufmerksam, daß . . ." – Kurze, sachliche Sätze mit der Behauptung, die ich kannte. Kaufmännische Schriftzüge mit einer Rundung in den Bogen, welche ganz entfernt an die feinen Buchstaben erinnerte, die ich an Georgette so unendlich liebte. Ich wußte mit einem Schlage, daß diese Anzeige von dem alten Herrn mit der klagenden Stimme stammte, vom Vater meiner Geliebten.

„Haben Sie eine Ahnung?" fragte der Offizier nochmals.

„Nein, Herr Major!" antwortete ich bestimmt.

„Gut", befahl er; „Sie melden sich um zehn Uhr, wie angeordnet."

Er ging, ohne meine Erwiderung abzuwarten. Ich wollte meinen Platz in der Schreibstube besetzen. Doch auf meinem Stuhl saß ein jüngerer Kollege und zuckte die Achseln.

Ich nahm das wenige Gerät, welches mir gehörte, und verließ beschämt das Büro. Langsam ging ich zur Untersuchung. In mir tauchte das Bild von Georgettens Vater auf, wie er – über den Tisch in der Bibliothek geneigt – die Feder führte und den Bogen mit jener Anklage füllte, die mich aus Straßburg entfernen mußte, welche mich in die Feuerlinie warf, in den Tod vielleicht.

Der Krieg war zur Strafe geworden. Aber ich empfand Freude, mich betätigen zu können, um die Einsamkeit zu vergessen, die zur Qual zu werden drohte in der Dumpfheit der Tage.

* * *

Eine lange Zeit war vergangen. Ich lag bis Ende März in den Schützengräben bei Lafête; wir wurden zurückgezogen, an anderer Stelle wieder eingesetzt. Frühling längte das Licht über den Stellungen. Milde Feuchtigkeit war in der Luft. Die Erde duftete, als sei sie gepflügt worden, – aufgewühlte Erde, über welche Maschinengewehrkugeln pfiffen.

In einem zerschossenen Gehölz begann es zu grünen. Junge Blätter sproßten aus zerfetzten Aststümpfen. Von Gewehrkugeln angebohrte Birken schäumten Überfülle von süßem Saft aus den Wunden. Über den Bäumen, in einer blauen, weichen Luft, brummte ein Flieger langsam hin und her.

Wenn mit einem Schlage die Geschütze aufheulten und Granatsplitter durch die Bäume fuhren, sangen die Amseln auf den Spitzen der entfernten Stämme lauter.

Ende Februar war ich zum erstenmal in diesem Walde bei einem morgendlichen Erkundungsgang. Bis zum Rande des Gehölzes bei den feindlichen Linien schlichen wir, zu einer Stelle, welche die Beobachter mit ihren Fernrohren nicht frei erreichen konnten, – bis wir erkundet hatten, welche Regimenter in diesem Abschnitt lagen.

Eine Patrouille kam uns entgegen, unvorsichtig, fast ohne Deckung, – sicher, daß sie erst jenseits des Unterholzes Deutsche treffen werde.

Wir lagen auf dem Boden. Wie Tiere lauerten wir im Versteck.

„Nicht schießen!“ flüsterte der Unteroffizier. Er machte ein Zeichen, als die beiden Gegner nahe bei uns waren, einen grasüberwachsenen Weg entlang spähten, auf dem seit Jahren kein Holzwagen gefahren war, über den keine Waldarbeiter schritten, auf dem ein überwintertes Maßliebchen stand.

Die Franzosen wehrten sich kaum, als sie überwältigt wurden. Jäher Schreck hatte sie gelähmt. Langsam gingen wir rückwärts, blieben bis zur Dunkelheit, um nicht feindliches Feuer auf uns zu lenken. Ins Gebüsch geduckt, warteten wir. Kohlmeisen schrien ihr „Eins-zwei-drei“, ein feiner süßer Duft kam aus dem Innern des Waldes. Ich ging diesem Hauch nach, bis ich vor einem kleinen Seidelbaststrauch stand, – ohne Blätter, aber mit rosenroten Blüten bedeckt. Ich war wie betäubt und steckte ein Zweiglein an meinen Helm.

Der Unteroffizier schüttelte den Kopf und brummte etwas von unerwünschtem Zielpunkt.

Aber wir kamen ungehindert in die Stellung zurück ...

Störche flogen über uns hin. Niemand konnte sich denken, wo sie hausten.

Am 21. März brüllte deutsches Trommelfeuer auf. Es begann um fünf Uhr morgens. Es schüttete unendliche Eisengarben in die Ferne, es wurde durch Flieger geleitet. Nachts stiegen Raketen in die Höhe, helles Licht stand am Himmel.

Dann gingen wir zum Angriff vor.

Vierzehn Tage lang strebten wir nach Amiens. Langsam, zäh. Nichts war in mir als die Nutzung der zur

Gewohnheit gewordenen Deckung, die Erfüllung der Befehle, nichts als das Ziel, die Bewegung nach vorn.

Aller Überblick hatte für den Einzelnen aufgehört. In welcher Breite die Front sich bewegte, wo sie zum Stehen kam, – das wußte nur die Heeresleitung. Wir suchten ein wenig Schlaf zwischen den Kampfpausen, Schlaf in eroberten Gräben, in schnell ausgehobener Deckung, hinter vorrückenden Linien.

Vor der Schlacht, im unbewegten Graben, hatte ich oft an Georgette gedacht. Ich fühlte ihre Augen hinter mir. Ich glaubte, mir gegenüber Gaston zu sehen, – hoffte, ihm zu begegnen.

Nichts von diesen Träumen war in mir geblieben. Hinter mir brüllten die Kanonen, vor uns lag Geschützfeuer, wälzten sich schießende Menschen hin und her, über uns Donner der Schlacht, heulende Bahnen der Geschosse, Fliegerkämpfe. Unter uns aufgewühlte Erde, Granatlöcher, totenbedeckte Äcker. Felder, die nicht bestellt waren, Felder mit Unkraut; rote und weiße Taubnesseln zwischen Drahtverhauen und verrosteten Eisensplittern.

Neue Gräben wurden ausgehoben. Wir blieben stecken. Mein Regiment wurde abgelöst.

Wir gingen in Ruhestellung. Lücken in den Mannschaften wurden aufgefüllt. Dann wurden wir aus dem Abschnitt gezogen. Die Eisenbahn schob uns unbekannten Zielen entgegen.

Ich erhielt Briefe, die vor einem Monat geschrieben waren. Briefe aus der Heimat, in der ich keine Eltern mehr hatte. Briefe von Schulkameraden, die an anderen Fronten standen, in Rumänien, am Isonzo.

Dann kam ein Brief von Hugo, ein kurzer Brief, eine Meldung fast nur und eine Bitte.

Er war in französischer Gefangenschaft. In einem Lager irgendwo im Südwesten. „Schreibe an Blanche", bat er. „Ich habe seit Wochen keine Nachricht von ihr. Ich erhalte keine Antwort. Wenn Du kannst, besuche sie in Hamburg. Ihre Anschrift liegt bei."

Unsere Truppe wurde neu gegliedert. Wir rollten auf endlosen Schienen. Wir wurden umgeladen, waren unsicher über die Richtung, in der wir uns bewegten.

Dann marschierten wir. Kalkhänge hinauf und hinunter. Durch verlassene Dörfer, an mageren Wiesen vorbei, auf denen gelbe Blumen standen. Wir waren irgendwo in der Champagne.

Wir durften ruhen, bis wir vorgeschoben wurden. Mitte Mai lagen wir in Quartieren, in schmutzigen Häusern, von Ungeziefer bedeckt, als wir neue Unterstände bezogen. Dann lag ich auf Vorposten und spähte in die Richtung, wo fern, irgendwo die Marne fließen mochte.

Wieder begann Trommelfeuer. Ich lag in einem vorgeschobenen Maschinengewehrnest mit fremden Kameraden, denen ich einen Befehl überbracht hatte. Es war Nacht. In einem Strauch, ungestört vom Lärm der Geschütze, sang eine Nachtigall in schluchzenden Strophen. Für sie gab es keinen Krieg. In ihr war nur das Sehnen der Liebe.

Dann brach unser Stoß vor wie aus den Tiefen der Erde. Feuerströme fluteten aus Flammenwerfern, Flatterminen sprangen auf, die Hölle brach los.

Wir wurden beiseite geschoben von den eigenen Truppen. Ich ging mit fremden Formationen vor. Be-

fehle drangen an mein Ohr mit scharfem Schrei. Wir schwärmten aus.

Auf einmal war ich allein. Allein in einem Tosen von tausend Gewalten. Ich hatte die Fühlung verloren.

Hinter einem Erdhügel vor mir sprang ein Poilu empor. Sein entsetztes Gesicht war weiß in der Morgendämmerung. Seine Augen funkelten schwarz. Er hatte auf mich angelegt, hatte mich nicht vor sich vermutet, als er die Deckung verließ.

War ich verloren?

Der Franzose zuckte zusammen und machte einen Satz in die Höhe. Stöhnen drang aus seinem Mund. Eine Kugel hatte ihn getroffen, eine Kugel, die mich rettete und ihn niederschlug. Er lag vor mir, die schwarzen Augen auf mich gerichtet. In ihnen stand nur noch Angst. Blut schoß aus seinem Waffenrock.

Maschinengewehrfeuer begann zu tacken. Ich warf mich auf den Boden, auf Deckung bedacht. Vor mir, wenige Meter entfernt, sah ich den blaugrauen Waffenrock des Franzosen.

Minuten vergingen. Ich hörte ihn ächzen. Plötzlich vernahm ich seine Stimme.

„Kamerad!“

Ich kroch vorsichtig näher.

„Vous êtes blessé?“ fragte ich. Ich konnte jetzt sein fahles Gesicht sehen.

Über dies Gesicht glitt ein Lächeln.

„Ja“, sagte er deutsch. „Ich sterbe.“

Erstaunt blickte ich zu ihm hinüber.

„Kennst Du Straßburg?“ fragte er.

„Ja, Kamerad“, sagte ich.

Es wurde eine Weile still.

„Nimm meine Papiere", stammelte auf einmal der Sterbende, während ich überlegte, wie ich ihm helfen könne und mein Verbandzeug richtete.

Ich schob mich näher. Das Gesicht des Fremden zuckte, seine Augen verdrehten sich. Er hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Ich versuchte, seinen Waffenrock aufzuknöpfen, um dem Blutstrom Einhalt zu tun. Lautes Röcheln drang mit einem Faden Speichel aus seinem Munde. Als ich das Koppel gelöst hatte und die Knöpfe aufriß, starb er.

Auf der Brust trug er ein Paketchen, leicht von nassem Blut gerötet.

Ich öffnete die Mappe. Photographien einer Frau, eines Kindes, eines Hauses ... Ich fuhr zusammen, als habe mich eine Kugel ins Herz getroffen. Das Haus war Hugos Haus.

Auf der Rückseite stand in kräftigen Zügen mit schwarzer Tinte geschrieben:

„Ernest Ducroix.
Straßburg-Stockfeld. 1914." –

Es war Haus und Garten, vom Waldrand gesehen. Über dem Stall lag die Weinrebe. Ich sah die Jasminlaube mit dem Spitzdach, in der ich alte Dichter gelesen. Unter den Obstbäumen stand eine Frau, ein Mädchen an der Hand, und neben ihnen lächelte der Mann, der hier vor mir lag, tot, mit verzerrtem Gesicht, gefallen für sein Vaterland – und mit der Hoffnung im Herzen, das Haus der Einsamkeit wiederzusehen, wenn der Friede gekommen war, der Sieg oder die Verständigung, für die auch er kämpfte, – er, der deutsch sprach in der Stunde seines Todes.

„Ernest Ducroix aus Straßburg!“ sagte ich laut. „Kamerad.“ Ich ergriff die starre Hand, die zur Faust geballt war. Sie löste sich in der meinen, und ich drückte dem Toten die Rechte, die noch warm war und wie verstehende Versöhnung unter meinen Fingern lag.

Über uns donnerten die Flugbahnen der Granaten.

* * *

Mit Gasmasken stiegen wir die Hänge bei Château Thièrry hinab. Aber es war nicht Gas, was mich plötzlich umwarf. Ein heftiger Stoß gegen den linken Schenkel ließ mich abwärts blicken und zeigte mir, daß ich blutete. Es konnte nicht schlimm sein.

Weiter!

Noch ein paar Schritte. Es rieselte warm unter den Kleidern. Schwindel faßte mich. Dann fühlte ich heftigen Schmerz im Bein, der ziehend in meinen Leib griff bis zum Herzen.

Als ich wieder zu mir kam, waren Sanitäter um mich beschäftigt. Über mir war blauer Himmel und weiße Wolken. Eine Lerche trillerte. Oder war es ein Kriegsgeräusch? Mir war leicht zu Mute, leer in den Adern. Dumpfes Wehgefühl lag im linken Oberschenkel, so, daß er angeschwollen schien zu unförmiger Dicke.

Es waren deutsche Sanitätssoldaten. Auf der Tragbahre wurde ich ohnmächtig. Ich erwachte wie aus tiefem Schlummer im Feldlazarett. Die Kugel war entfernt worden. Mir war übel. Alles um mich her roch nach Jodoform und Apotheke.

Mit einem Verwundetentransport glitt die Lokomotive nach Osten. Langsam, sicher. Schwestern gingen ab und zu in grauer Tracht, das rote Kreuz am Arm.

Bunte Bilder tanzten durch meine Seele. War das das Ende des Krieges? Gingen die Kameraden weiter, wanderten sie ins Herz Frankreichs, während ich zurück nach Deutschland rollte, in eine kleine Stadt in Thüringen, wo wir ausgeladen wurden? Würden sie die Marne überschreiten, nach Paris vordringen? Würden wir im Norden nach Calais durchstoßen und die feindliche Front zerreißen? Würde das der Sieg sein?

Ströme von Blut würden vergossen werden. Männer würden hüben und drüben fallen. Wie würde der Friede aussehen? Würde er Versöhnung bringen – oder neuen Krieg?

Mußte nicht Rache aus diesem Krieg wachsen, blutige Rache, wenn die Atempause der Zeit einen neuen Sturm unter den Völkern möglich machte? Würde er aufs neue die Männer Deutschlands und Frankreichs gegeneinander führen, bis sie schwach würden – Sieger und Besiegte, bis sie in sich zusammenbrachen oder von fremden Ideen erfaßt, von fremden Menschen überflutet waren?

Was würde aus mir werden? Würde ich lahm bleiben, wenn die Wunde verheilt war? Wie würde ich Georgette gegenübertreten?

Wie Stechmücken umsurrten mich diese Fragen, ketteten sich gleich Schlingpflanzen um mich, erstickten mein Denken und die ruhige Überlegung.

Doch wie eine Blüte, die aus den Ranken wilder Zweige bricht, wuchs die Erinnerung an Georgette und unseren gemeinsamen Glauben in mir auf. Nur wie ein

Nachklang der Unsicherheit und jenes Mückensummens unbeantworteter Rätsel war noch eine letzte Frage in mir: „Hast Du nicht zu wenig an Georgette und die gemeinsame Hoffnung unseres Lebens gedacht?"

Ich mußte nachholen, was ich in Schlachtenlärm und Kampf versäumt hatte. Der Vorsommer leuchtete vor den Fenstern – schöner noch als die Vergangenheit, in der ich die Geliebte kennenlernte, in der ich sie an der Quelle auf dem Odilienberg sitzen sah, die beringte Hand ins Wasser getaucht. – Heute trug sie an der gleichen Hand meinen Reif mit dem roten Rubin – oder verbarg ihn vor zudringlichen Blicken an ihrem Herzen, daß er warm wurde von ihrem Blut. Sie drückte ihn, wenn sie meiner dachte, – und sie dachte stets an mich.

Wenn sie frei wäre, sie würde zu mir kommen. Vielleicht war sie wieder in Straßburg, nachdem ihr Vater festgestellt hatte, daß ich im Felde stand. Sie betete für mich im Münster, in den heiligen Gewölben der erhabenen Stille, von Andacht erfüllt. Sie ging täglich am Hause der alten Yvonne vorüber.

Ich konnte an Yvonne schreiben. Aber Yvonne, die treue Yvonne, würde nicht antworten, weil sie Furcht hatte vor allem Geschriebenen, das für sie noch die Ehrfurcht des Ewigen und Heiligen besaß, mit dem man sich befaßt, wenn man an den Tod denkt, an einen letzten Willen, an einen Vertrag. Sie würde keine Worte finden, die sie dem Papier anvertrauen mochte.

Meine Augen glitten über die weißen Betten des Hospitals, in welchen verwundete Kameraden lagen. Sie schliefen. Sie saßen halb aufrecht in den Kissen und lasen. Sie flüsterten leise mit dem Nachbar.

Neben meinem Bett stand ein Glas mit einer Türkenbundlilie. Eine Dame, die den Saal gestern besuchte, hatte sie dem Neuangekommenen als Gruß gebracht. Die Frau trug schwarze Trauerkleidung. Ihr Töchterchen, bleich und klein, lief neben ihr, trug die Blume in der Hand, welche sie im Walde gefunden hatten auf einsamem Gang im Gedenken an den gefallenen Vater und Gatten.

„Ich kann sie ihm nicht aufs Grab legen", sagte die Frau sanft. „Aber ich möchte Ihnen eine Freude damit machen. Lieben Sie Blumen?"

Ich drückte die Hand des kleinen Mädchens. „Gibt es hier einen schönen Wald und viel Blüten?" fragte ich. Das Kind nickte.

„Und stehen in ihm Nußbäume und Laubholz aller Art?" fuhr ich fort. „In meinem Lande gibt es einen Wald, da reichen sich die Wipfel über fließendem Wasser die Äste. Seerosen schwimmen an langen Stielen zwischen grünen Blättern, weiße Wasserlilien in klarer Flut. In den Büschen singen die Vögel."

Das kleine Mädchen schwieg verwundert, die Dame lächelte wehmütig.

„Haben Sie Heimweh?" murmelte sie. Ich nickte, und wir schwiegen alle.

Wenn Georgette frei wäre, sie würde zu mir kommen und durch die Tür treten, würde plötzlich neben der Schwester stehen, die ab und zu ging. Ihre Augen, die grauen, lieben Augen würden über die zwei Bettreihen gleiten, würden an mir haften bleiben. Sie trüge den roten Rock mit der weißen Hemdbluse, unter der die Brust aufatmete in der Freude, mich gefunden zu haben.

Sie würde sich leise räuspern, auf mich zutreten, rot vor Erregung. Sie kniete neben dem Bett, legte den Kopf auf mein Kissen – und würde mich anschauen, würde meinen Namen nennen und meine Lippen leise küssen. Ihr Atem berührte meine Hand, den Arm, von dem sich das Hemd ein wenig zurückgeschoben hatte, und der Hauch ihres Mundes würde den blonden Flaum der Haut leise in die Höhe heben.

Ich legte die Hand vor die Augen. Das Bild, das im Licht des Tages vor mir aufstieg, ohne da zu sein, schmerzte.

Dann sah ich mich gelähmt, an einer Krücke in Hugos Garten stehen, im Garten Ernest Ducroix', an derselben Stelle, an der er auf dem Bilde stand, das ich bei dem Toten gefunden hatte. Georgette würde aus der Küche kommen, auf mich zuschreiten. Würde sie meine Frau werden wollen, losgesagt von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder, – die Frau eines Krüppels, der nur mühsam mit ihr bis zum Jägerhof humpeln konnte, um den Nachmittagskaffee zu trinken unter den Bäumen, in der Nähe des Gartenzaunes, an dem eine schwarze Ziege graste. Müßten ihre Gedanken nicht zu Gaston fliegen, der noch immer auf den Bergen stand, bereit, in die Ebene herabzusteigen und die Hand nach Osten zu strecken?

Wieder Fragen ...

Ich zog die Hand von den Augen und war zornig über mich selbst. Ich würde nicht an Krücken in den Wald humpeln, sondern zur Arbeit, zur Arbeit am Schreibtisch und in der Bibliothek. Täglich mußte ich eine Tat vollbringen, einen Schritt auf das Ziel zu,

selbst mit gelähmten Gliedern – sei es drum. Sie sollten mich nicht minderwertig machen. Georgette würde mit mir gehen auf dem Wege, den wir gemeinsam begonnen hatten, dem Ziele zu, das ich ihr gezeigt. Es würde Jahre dauern, bis es in der Ferne erschiene, noch länger, bis es greifbar und reif vor uns stünde. Wir müßten warten. Aber dies Warten sollte kein leeres Hindämmern sein. Wir würden aufbauen helfen, was der Krieg zerstört hatte in den Seelen der Menschen; wir würden ein Teil der starken Kraft sein, die Deutschland erwecken muß, um als Herz Europas zu gelten. Wir mußten das Haus umbauen, das im deutschen Garten lag, wollten helfen, daß es vollendet wäre als sicherer Schutz vor den Ostwinden und den Gewittern, die die Zukunft bringt. Wir mußten unsere Kinder im neuen Glauben erziehen. Wir würden den wirklichen Sieg im Weltkrieg erringen durch den Ausgleich der Kämpfer an der Front mit den Kämpfern in Frankreich, die die Leiden der Schlachten getragen hatten, – einen Sieg mit diesen Verbündeten über die Politik der Presse, der Diplomaten, der Parteien und ihrer Interessen, welche sie vertreten. Einen Sieg über Parlamente und Parlamentarier. Den Sieg von Land zu Land. Jeden Tag würden wir eine Tat für diesen Glauben, für diese Zukunft, für unseren Sieg vollbringen, – eine Tat der Liebe mit wachem Verstand, mit offenem Wort, ohne Mißtrauen und ohne Verkennung der Schwierigkeiten, die überwunden werden müssen.

Warum lag ich hier in einer fremden Stadt – fragte und fragte? Fragen sind der Vater des Zweifels. Fragen sind die Weisheit der Unentschlossenen. Fragen

sind nur vonnöten, wenn sie ein Besinnen bedeuten zwischen Tat und Ziel.

Sofort mußte ich beginnen, den Weg des Geistes zu gehen, dessen Heimweh in mir stärker und stärker wurde. Wenn der Durchbruch der deutschen Heere gelang, – bei Reims, bei Verdun, bei Amiens, an der Lys – wenn der Sieg der Waffen erfochten war, dann war der erste Tag meines Weges angebrochen, der erste Tag der neuen Zeit, der Tag, der die Wege zur Verständigung und Versöhnung beleuchtete. Der Tag des Aufbruchs, des Neubaus eines kulturschaffenden Europa . . .

Neuer Zorn überkam mich, denn die ungewollte Frage stieg hinter diesem Heimweh nach wirklichem Frieden auf: „Wird dieser Tag je kommen?"

Doch über dieser Wolke des Zweifels stand Georgette – lächelnd und winkend – eine Wartende, als Hoffnung, als Liebe.

Georgette!

Der Arzt trat mit der Krankenschwester ins Zimmer. Er ging von Bett zu Bett, ordnete mit leiser Stimme an, was die Pflegerin zu beachten habe, schaute auf die Tafeln am Kopfende der Lagerstätten.

„Nun?" sagte er, als sein Rundgang bei mir endete.

„Gut", erwiderte ich.

„Keine Schmerzen?"

„Nein."

Der Arzt wollte gehen. Ich winkte bittend. Er trat näher.

„Wird etwas zurückbleiben?" forschte ich.

„Nein“, antwortete er bestimmt. „Eine Narbe als Erinnerung.“ Er lächelte zerstreut und ging.

Mir schoß das Blut vor Freude zum Herzen.

* * *

Von dieser Stunde an setzte ich alles in Bewegung, in ein Straßburger Lazarett verlegt zu werden. Es war nicht leicht, meinen Wunsch zu verwirklichen. Aber schließlich erreichte es der Arzt mit dem Hinweis, meine Genesung könne durch nervöse Komplikationen in Frage gestellt werden.

Es dauerte furchtbar lange für den Wartenden, bis die Überführung erfolgte. Helferinnen standen auf den Bahnhöfen, reichten Liebespakete in den Zug. Mit uns fuhren die neuen Jahrgänge, – die letzte Reserve Deutschlands, Kinder fast noch, Knaben, welche das Notabitur abgelegt hatten und blaß waren von der Hungersnot hinter der Front.

Ich zählte die Stationen, als wir Frankfurt hinter uns hatten. Immer wieder griff meine Hand nach der Uhr: die Zeiger rückten kaum vorwärts. Heidelberg – Bruchsal – Karlsruhe – Rastatt – Baden-Baden ... die Fahrt wollte kein Ende nehmen. Vor Appenweiher setzte ich mich auf die rechte Seite des Wagens, drängte mich ans Fenster. In der Ferne tauchte der Turm des Straßburger Münsters auf. Die Rote-Kreuz-Schwester mahnte, mich niederzulegen. Aber ich konnte mich nicht losreißen von dem Anblick der Ebene, in deren Mitte der Dom Erwins stand, – ein steingewordenes Gebet, eine gemeißelte Sinfonie, die Wandlung der Natur in Geist, der Materie in gestaltete Gedanken. Deutsche Kunst!

Kehl! – Der Rhein rauschte unter uns mit flutenden Wellen. Wir berührten elsässischen Boden. In der Ferne lagen die Vogesen, lag der Odilienberg wie ein Denkmal meiner Liebe. Elsaß! –

Niemand kann den Krampf der Freude schildern, der mich wie in Armen der Lust stillmachte auf dem Wege vom Bahnhof zum Kaiserpalast. Freude, die stumm macht, Freude, die alles Denken auslöscht und uns auflöst in die Umgebung, mit der wir eins werden, hinübergleitend in die Geschichte des Gewordenen, eins mit der Gegenwart, mit der Zukunft – wie sie auch sein mag. Wenn nicht Hoffnung in dieser Freude gewohnt hätte – sie hätte töten können. Wenn nicht die unerfüllte Liebe zu Georgette noch einen Rest von Sehnsucht in diese Lust des Glücks impfte, – ich hätte nicht mehr leben mögen nach diesem Wiedersehen.

Ob Georgette in Straßburg war? Diese Ungewißheit brachte mich zu mir, als ich im Lazarett lag.

Es war Nacht. Die Kameraden stöhnten in den Betten, einige röchelten im Schlaf. Matter Lichtschein erleuchtete den Saal.

Ich griff an meinen Verband. Es würde noch kurze Zeit dauern, ehe ich die ersten Gehversuche machen durfte. Vorher wollte ich Yvonne sehen. Lucien, den Klavierspieler. Wollte an Blanche schreiben, an Hugo.

Würden nicht Blanche und Hugo die ersten Verbündeten des neuen Glaubens sein, dem Georgette und ich dienten? Wir würden bereits stark sein, – zu vieren, bildeten eine Wirklichkeit.

Zunächst mußte ich Blanche benachrichtigen. Ich hatte Hugos Bitte bisher nicht erfüllt, hatte alles ver-

gessen über den Ereignissen der letzten Wochen. Blanche sollte die erste sein, die mit uns dem Frieden zustrebte, welcher den Deutschen ließ, was deutsch war, — den Brüdern im Westen gab, was französich ist, — Friede, dem es ernst ist mit der Versöhnung der Völker, mit dem Vertrauen der Menschen — über die Machenschaften derer hinweg, denen der Krieg Befriedigung von Macht und Gewinnsucht bedeutet.

Hugo würde uns folgen, sobald er aus der Gefangenschaft heimkehrte, würde mit uns der neuen Ordnung dienen. Ihm konnte ich nicht über unseren Glauben schreiben, bis der Krieg zu Ende war. Wenn ich ihm hätte brieflich alles sagen sollen — ich hätte ein Buch verfaßt mit dem Titel: „Von westeuropäischem Glauben."

Zuvörderst jedoch mußte ich erfahren, ob Georgette in Straßburg war. Im Gedanken an sie schlummerte ich bis zum Morgen, erdrückt von der Wucht des Glücks, das über mir war.

Dann schrieb ich an Yvonne.

Einen Tag blieb ich still neben den Kameraden. Sie sprachen vom Kriege. Die Durchbruchsschlacht in der Champagne, in Flandern war zum Stehen gekommen, die feindlichen Verbündeten griffen an. Die deutsche Rückzugsbewegung setzte ein, unmerklich noch, von Gegenstößen verschleiert. Die vorgeschobenen Bogen unserer Linien richteten sich an der Maas ein . . .

Dann kam Yvonne. Sie trug das schwarze Kleid, welches sie anzog, wenn sie Sonntags in die Kirche ging. Sie stotterte, als sie mich erblickte, und begann zu weinen. Darauf überzog ein Lächeln das faltige

Gesicht und sie rief: „Es ist doch gut, daß Ihnen Ihre Kugel so gnädig gewesen ist. Nun bleiben Sie am Leben, gell?“

Ich reichte ihr die Hand. Sie ließ es geschehen, daß ich sie näher zu mir zog, und beugte sich über mich.

„Haben Sie Georgette wiedergesehen?“ flüsterte ich.

Yvonne schüttelte das Haupt. „Nein, sie ist nicht in Straßburg“, sagte sie leise. „Ich traf neulich das Maidle, das die Einkäufe für die Eltern des Fräuleins besorgt. Ich bin jeden Tag am Hause vorbeigegangen, bis ich herausbekam, wann sie in die Läden geht oder zum Lebensmittelamt, um Karten zu holen. Ich tat, als sei sie mir längst bekannt, als wisse ich alles. Sie kam sich wichtig vor, noch mehr zu wissen, und erzählte mir: Fräulein Georgette ist in einem Kloster. Wo, das hat auch das Maidle nicht erfahren. Sie fragte einmal die Frau, aber die hat böse Augen gemacht und sie angefahren. Sonst bekommt sie nie ein schlimmes Wort. – Auch den Herrn hat sie gefragt, wann Georgette wiederkomme. Der hat sie angelinst und freundlich gesprochen: ‚Wenn der Krieg zu Ende ist, Adrienne! An dem Tage, an dem die Franzosen einziehen in Straßburg mit flatternden, blau-weiß-roten Fahnen, an diesem Tag ist Georgette daheim. Sie wird den Siegern entgegengehen in Elsässer-Tracht, mit der Schlupfkappe, mit dem roten Rock und der weißen Schürze, – und einem Offizier die Hand reichen, mit dem wir sie verlobt haben.‘ – Denken Sie!“ –

Yvonne flüsterte über mir wie eine Norne, die im Begriff ist, den Schicksalsfaden zu zerschneiden, der in ihrer Hand liegt.

„Georgette ist meine Braut, und kein fremder Wille kann sie mir nehmen. Sie ist treu, ich weiß es!“ sagte ich.

„Gelle se!“ eiferte Yvonne. „Es ist nur gut, daß Sie wieder hier sind. Bleiben Sie bei mir wohnen?“

„Gewiß, Yvonne.“ Ihre Hand drückte die meine.

„Wir wollen das Fräulein erwarten“, fuhr sie fort, „wir wollen schon merken, wenn sie heimkommt. Sie können auf mich zählen.“

Ich lächelte über den treuen Verbündeten. Dann bat ich die Alte, sie möge zu Lucien, dem Klavierspieler, gehen. Er solle mich bald besuchen.

„Gewiß“, sagte Yvonne und drückte mir ein Päckchen Zigaretten in die Hand, – keine Zigaretten aus Tabak, sondern aus Buchenlaub und Waldmeister.

„Ich danke Ihnen, Yvonne.“ Ja, ich danke ihr heute noch, der guten Frau mit den schnellen Worten und der sorgenden, verstehenden Seele, die wie eine uneigennützige Freundin für mich da war, ohne je ihren eigenen Willen zu vergessen.

Ich schaute ihr lange nach, als sie den Saal verließ.

* * *

Lucien, der Klavierspieler, suchte mich auf, sobald er von Yvonne gehört hatte, daß ich in Straßburg sei. Ich erkannte ihn, als er durch die Reihen der Betten ging, obwohl ich sein Gesicht noch nicht sah. Er blickte nach einer anderen Seite. Er schleifte den Fuß nach, ein wenig unregelmäßig, wenngleich er sein Leiden tunlichst zu verbergen suchte. Nun würde auch ich eine Zeitlang behindert sein, wie er, würde das Bein schleifen, wenn ich die ersten Gehversuche machte.

„Ah!“ sagte er. Er hatte mich erblickt und kam zu mir.

„Guten Tag! Ein Heimatschüßchen? Ist's gefährlich?“ lachte Lucien.

Ich schüttelte den Kopf. „Beinschuß“, erwiderte ich.

„Schlimm?“

„Nein. Ich werde eine Zeitlang humpeln müssen.“

„Macht nichts. Ich muß es alle Tage. Die Hauptsache bleibt, man lebt. Man gewöhnt sich daran, und die Leute allmählich auch. Ich habe jetzt sogar eine Braut. Die müssen Sie kennenlernen! Sie singt wie ein Vogel. Je schlechter die Zeit, um so heller zwitschert sie. Sie lacht und bäckt Kuchen aus Kartoffeln mit Süßstoff, trägt einen Rock aus Papier und Altwolle, Schuhe aus Pappe und ist guter Dinge. Keine Philosophin wie Blanche. Seit ich sie habe, ist mir der Krieg Nebensache. Ich würde am liebsten mit ihr nach Brasilien gehen, in die Sahara, nach Island, wenn sie es wollte.“

Ich sagte lächelnd: „Ach ja, Blanche. Bei Ihnen habe ich sie kennengelernt. Ich muß ihr schreiben. Hugo bat, ich solle sie in Hamburg besuchen. Hugo ist in Gefangenschaft.“

„So?“

„Ja“, begann er wieder; „besser als tot. Er wird heimkommen. Aber Blanche ist nicht mehr in Hamburg.“

Lucien wurde ernst. „Sie ist in Straßburg.“ Dann schwieg er eine Weile.

„Sehen Sie“, fuhr er fort, „ich begreife zweierlei nicht an dem Mädchen, das so schön und tüchtig war.“

„War?“

„Blanche ist krank. Sie liegt in einer Mansarde in der Altstadt, führt ein elendes Dasein."

„Was fehlt ihr?"

„Wie gesagt", antwortete er, „ich verstehe zweierlei nicht. Erstlich einmal, daß sie guter Hoffnung ist. Als sie aus Hamburg wiederkam, merkte ich es noch nicht. Aber Marcel, ihr Bruder, machte ihr eine furchtbare Szene. Er vermutet, daß sie ein Kind von einem Soldaten oder einem Offizier hat. Blanche schweigt zu allem, was er sagt. Wenn es wenigstens von einem wäre, der sie heiratet, oder von einem Arbeiter. Aber Blanche schüttelt den Kopf und lacht. ‚Auch ich bin Arbeiterin', entgegnet sie. Das bringt den Bruder noch mehr in Wut. Und das ist das zweite, worin ich Blanche nicht verstehe. Sie erinnern sich ihrer? an ihr schmales Gesicht unter den schwarzen Haaren, an ihre weiße Haut? Blanche ist häßlich geworden, sie ist entstellt. Sie hat die Büroarbeit aufgegeben in der Vorstellung, dem Vaterland durch Handarbeit besser zu dienen. In einer Munitionsfabrik wurde sie krank, in der Sprengsäuren verarbeitet werden. Sie hat nicht acht gegeben, meint sie. Aber Marcel tobt gegen den Krieg, gegen den Kapitalismus, gegen alles Bestehende. Sie kennen ihn ja."

Ich nickte. Ich dachte an die weißhäutige Blanche im blauen Seidenkleid.

„Ich muß sie besuchen, sobald ich wieder gehen kann."

Der Klavierspieler meinte, sie werde sich freuen, wenn ich Nachricht von Hugo brächte. Wie es ihm gehe. Ich suchte meine Brieftasche hervor und las ein paar Stellen aus Hugos letzter Zuschrift.

„Es läßt sich verstehen“, spottete Lucien, „daß sie ihm nicht mehr schreibt. Sie denkt an den Vater ihres Kindes an der Wasserkante. Ich glaube bestimmt, daß es von einem Offizier ist. Vielleicht von einem verheirateten Manne, weil sie so hartnäckig schweigt.“

„Ich muß Blanche sprechen“, wiederholte ich. „Kann sie mich nicht besuchen?“

„Sie geht nicht aus mit ihrem entstellten Gesicht. Sie speit Blut und liegt meist zu Bett. Eine alte Frau, die nebenan wohnt, holt ihr das Essen aus der Kriegsküche. Wenn man bei ihr ist, lacht sie vor sich hin ohne zu reden. Dann liest sie in den Zeitungen. Einmal wurde sie indes lebhaft, als ich bei ihr war. Solch einen Krieg dürfe es nie wieder geben, sagte sie. Sie sprach von dem Vertrauen, daß die Franzosen zu den Schwaben bekommen müssen, von der Offenheit der Verhandlungen, vom Willen zum Frieden. Ein Stück des Marxismus ihres Bruders steckt in ihr. Aber die Geschwister verstehen sich nicht. Blanche hat eine andere Art von Menschentum vor Augen, ein westliches – wie sie sagt –, während ihr Bruder immer von der Hoffnung der östlichen Gedanken spricht.“

„Blanche ist keine Marxistin“, entgegnete ich. „Sie hat einen Glauben, wie ich ihn habe, wie Hugo ihn hat.“

Lucien zuckte die Achseln. „Ihr seid alle sonderbar“, versetzte er. „Ich denke über solche Dinge nicht nach und glaube nur an das Christentum, wie es in der Schule gelehrt wurde. Ich hasse den Krieg, weil ich den Mord hasse und das Leben liebe. Ich bin Pazifist. Man soll Verträge schließen, und wer sie zerreißt, den soll man strafen. Aber nur die Schuldigen sollen

büßen. Sie sollte man wie Gladiatoren in die Arena zusammentreiben und aufeinander schießen lassen."

„Und wenn die Ehre des Vaterlandes verletzt wird, wenn keine Möglichkeit vorhanden bleibt, Sprache, Sitte und Boden zu retten? Wenn statt des Vertrauens Mißgunst und Gewinnsucht in den Menschen groß wird, – muß es da nicht zum Kriege kommen? Werden wir ihn nicht überwinden nur durch die Überwindung seiner Ursachen, durch einen neuen Glauben, wie ich ihn habe?"

Der Klavierspieler machte eine Bewegung mit der Hand.

„Lieben Sie Ihr Vaterland nicht?" forschte ich; „und ist Liebe zu den Nachbarvölkern nicht einzig möglich, wenn wir erst uns selbst vertrauen dürfen, wenn nicht die Angst voreinander die Staaten regiert?"

„Ich liebe nur die Musik", entgegnete Lucien, – „die Musik und mein Mädchen. Beide bereiten mir die schönsten Augenblicke. Mehr will ich nicht."

„Diese Augenblicke können nur sein", sagte ich dagegen, „wenn Geschlechter vor uns gelebt haben, Väter und Mütter, die sich über das Tier erhoben, die nach einer Zukunft strebten, nach Kultur und Verwurzelung mit einer Heimat, in der die Wiege ihrer Kinder steht, – in der sie über sich hinauswachsen. Ohne dieses Schaffen für die Zukunft, für andere, für Kommende wäre Ihre Musik nicht möglich und nicht die Sprache, in der Sie Ihre Freundin anlacht. Wir müssen uns Ziele stecken, Ziele, die mit uns wachsen, die ihre Wurzeln in der Erde der Wirklichkeit und ihren Wipfel in den Wolken tragen. – Wir müssen uns selbst wollen, damit die Völker uns glauben können."

Lucien schaute mich verdutzt an und brach das Gespräch ab. Er versprach, wiederzukommen und Blanche zu grüßen. Dann verabschiedete er sich.

Ich fühlte: ich hatte zu viel mit ihm gesprochen; wir hatten aneinander vorbeigeredet. Ich durfte nicht jeden gewinnen wollen. Man mußte warten können, warten und tätig sein, — die Kunst, die nur Wenige verstehen.

Aber Blanche mußte ich sprechen. — Doch es dauerte lange, bis ich die ersten Gehversuche wagen durfte Ich war ungeschickt wie ein Kind. Mit dem Stock stützte ich mich und hielt mich mit der freien Hand am Bett fest. Ich humpelte am Ende der Reihe hin und her, in der die Kameraden lagen und mit mir scherzten. Dazwischen durfte ich ausfahren. In Begleitung erst. — Wir besuchten die Orangerie, — ich hinkte von Bank zu Bank, hing am gesunden Arm des handverletzten Kameraden, der mich begleitete. Von Beet zu Beet kroch ich, war müde und schaute auf die Blumen und den Teich, auf künstliche Felsen und Gewächse aus fernem Land. Dann schleppten wir uns zurück zur Straßenbahn und kehrten ins Lazarett heim.

Vom Kriegsschauplatz trafen neue Nachrichten ein. Drohende Gerüchte liefen um.

Wochen vergingen.

Endlich durfte ich allein ausgehen. Ich wollte Yvonne besuchen, die treulich jede Woche zu mir gekommen war. Aber vor der Wohnung Georgettes kehrte ich um, nachdem ich lange gewartet hatte, den Blick auf das Tor gerichtet, das zum Hofe führte. Ich suchte einen Platz, wo ich mich an eine Mauer lehnen konnte und unauffällig sah, wer aus und ein ging.

Die Sonne beschien mich. Mir tat Wärme und Licht wohl. – Nichts regte sich. Nach einer Weile schlich ich weiter.

Jedesmal, wenn ich ausgehen durfte, hinkte ich durch die gleichen Straßen. Erst vor Georgettes Wohnung entschloß ich mich, wohin ich gehen wollte, wenn ich gewartet hatte, ohne die geliebte Gestalt erspäht zu haben. Auch die Eltern Georgettes sah ich nie. Einmal glaubte ich, die kleine Botin Adrienne zu bemerken. Aber sie huschte um die nächste Straßenecke.

Eines Tages ging ich zu Lucien. Ich wollte Beethoven hören. Ich wunderte mich, daß er so spielen konnte, ohne sich im Innersten mit den Strömungen der Geisteswelt verbunden zu fühlen.

Ehe ich das Haus des Klavierspielers erreichte, begegnete er mir. Neben ihm hinkte Marcel, der ebenfalls einen gelähmten Fuß hatte. Beide machten traurige Gesichter.

„Wie geht es Blanche?" fragte ich, nachdem ich gegrüßt und dem Bruder in Erinnerung gerufen hatte, wer ich war.

Lucien wollte etwas erwidern. Aber Marcel machte ihm ein Zeichen, er möge schweigen, und fragte: „Wollen Sie sie sehen?"

„Gern", versetzte ich.

„Kommen Sie!" sprach er.

Wir setzten uns in Bewegung. Drei Hinkende, die über das Pflaster polterten mit unregelmäßigen Schritten. Die Straße war menschenleer. Die Sonne stand hinter uns; unsere Schatten schlichen lautlos und verzerrt vor uns wie verrenkte Zeiger einer Sonnenuhr.

In einer Gasse zeigte Marcel mit dem Stock auf die Tür eines Hauses. Es war schmutzig auf der Treppe, kalt trotz der Sommerhitze draußen. Als wir höher stiegen, wurde es wärmer, aber es roch nach Armut und Unsauberkeit.

Vor einer Mansardentür zog unser Begleiter einen Schlüssel aus der Tasche. Er schloß langsam auf. Wir stapften über die Schwelle.

Ich blieb erschreckt stehen. In dieser Kammer mit schiefen Wänden stand ein Bett. In ihm lag Blanche, regungslos, starr, ein kleines Kind im Arm, das steif war und gelb wie eine Wachspuppe.

War das Blanche? Ein furchtbares Gesicht schimmerte unter dem schwarzen Haar, ein grünes, entstelltes Antlitz, in dem Furchen um verzerrte Mundwinkel lagen.

Blanche und ihr Kind waren tot.

„C'est la guerre", flüsterte der Klavierspieler neben mir. „Das ist der Krieg der Zukunft!" –

„So sieht der Friede aus, der kommen wird", setzte Marcel mit scharfer Stimme hinzu.

Ich konnte nicht sprechen. – Eine alte Frau trat hinter uns aus der Nachbarmansarde.

Ich fuhr zusammen und wunderte mich, daß hier noch ein Leben umging.

„Der Sarg kommt gleich", sagte Marcel jetzt tonlos. Sein Gesicht war bleich, seine schwarzen Augen brannten.

„Blanche hatte veilchenfarbene Augen", dachte ich und wandte den Blick wieder der Leiche zu, die das neugeborene Kind in starren Armen hielt.

Mir kam das Gemälde einer Madonna in den Sinn. Aber das Bild vor mir war verunstaltet, grauenhaft. Es lag da, als müsse ein Meister kommen, der seine Hand ausstreckt, um ihm Farbe zu geben und ihm Leben einzuhauchen. Doch nichts regte sich, und in den Winkeln der Mansarde hockte dunkles, unverhülltes Grauen.

* * *

Wie von Taumel erfaßt schleppte ich mich ins Lazarett zurück. Mein Blut war erstarrt, die Sonne glühte mich an wie ein Meteor aus anderen Welten.

Mir war, als hätte ich eine lange Nacht in der Finsternis gestanden. Ich legte mich zu Bett und schaute an das Fußende, unverwandt und starr. Die Luft spiegelte mir das grüne Antlitz der schönen Blanche entgegen, um welche René, der Zeichner von Mülhausen, seine Märchen gedichtet hatte.

Mir war, als sei ich plötzlich älter geworden. Ich konnte die Tatenlosigkeit nicht mehr ertragen, aber ich vermochte nicht mehr auszugehen. Mehrere Wochen lang. Ich machte die Turnübungen, die der Arzt vorgeschrieben hatte, ich saß am Fenster und las. Dann ging ich durch die Säle, plauderte mit den Kameraden. Ich hörte auf ihre Sehnsucht, auf ihre Erinnerungen – und vermied es ängstlich, von wichtigen Dingen zu sprechen. Ich schrieb Briefe für die Handverletzten, für die Einarmigen, ging zu dem Zimmer hinüber, in welchem die Kriegsblinden lagen. Dort las ich vor. Ganze Nachmittage lang.

Sie wollten wissen, was draußen vorging. Jede Zeile der Zeitung war ihnen wichtig: der Roman, die Nach-

richten, die Anzeigen, – das Leben der Wirklichkeit. Sie fragten, ob die Bäume vor den Fenstern noch grün seien, ob der Ahorn sich schon röte, die Kastanien gelb würden.

Als ich mich endlich entschloß, wieder auszugehen, waren nur noch wenige Tage bis zu meiner Entlassung. Ich fuhr ins Stockfeld.

Das Haus Hugos lag verschlossen. Ich holte den Schlüssel beim Verwalter und mietete eine Frau, die die Räume kehrte und säuberte. Währenddessen saß ich im Garten hinter der Küche. Ich trug einen Stuhl an die Stelle, an der ich auf dem Bilde Ernest Ducroix gesehen hatte, blickte am Stall vorbei über die Kartoffelfelder zum Waldrand.

War ich ein anderer geworden? Nein. Nur älter kam ich mir auch jetzt vor; doch meinte ich immer noch, Georgette müsse aus dem Walde kommen, frisch und lächelnd, eilig, mit ausgebreiteten Armen, im Winde schwimmend, voll Leben und Freude.

Oder sie würde hinter mir stehen, auf mich zu trippeln, ganz leise, um von hinten die Hände vor meine Augen zu legen und mich raten zu lassen, wer da sei.

Ich schloß die Lider und wandte mich. Dann schaute ich wieder auf und blickte in den Garten. War das unsere Einsamkeit, in der ich mit Hugo gearbeitet hatte? Eine Wildnis von Unkraut lag über den Beeten. Disteln und Brennesseln wucherten überall. Der Zaun war niedergetreten, das Obst hatten die Kinder gepflückt. Warum auch hätte es hier unnütz verfaulen sollen? Die Tür des Stalles war erbrochen. Eine dunkle Leere gähnte aus dem Eingang. Quecken wucherten im Wege. Nur am Hause reckten sich bunte Georginen

empor, vereinzelt, aus Knollen, die den Winter im Freien überdauert hatten. Rote und weiße Bälle leuchteten im Sonnenschein.

Die Putzfrau klopfte ans Fenster. Ich trug den Stuhl ins Haus und entlohnte sie. Darauf verschloß ich das Tor und fuhr in die Stadt.

Noch einmal ging ich an Georgettes Wohnung vorüber und kehrte ins Lazarett zurück.

In einigen Tagen würde ich wieder bei Yvonne sein. Ich sollte einen Monat Urlaub erhalten. Dann mußte ich mich wieder zum Kriegsdienst melden.

Ich mußte mich ins Leben zurückgewöhnen.

* * *

Als meine Entlassung aus dem Lazarett Tatsache geworden war, nahm ich Abschied von den Kameraden.

Wir waren erregt.

„Komm noch einmal zu uns, ehe der Krieg zu Ende ist", sagten sie.

„Du brauchst nicht mehr aus dem Urlaub an die Front!" rief einer aus seinem Bett. „Unsere Zeit ist vorbei!" –

Ich schritt nachdenklich meiner Wohnung zu. – Unsere Zeit war vorbei. Wir hatten gekämpft, gehungert, geblutet, – Hunderttausende waren gefallen. Nun würde der Friede kommen, der Rückzug, die neue Zeit.

Alles war anders geworden, als ich es mir in der Frühjahrsschlacht erträumt hatte. – Wir hatten einer zwanzigfachen Übermacht getrotzt, standen in Frankreich, heute noch, – hatten Rußland zerschlagen,

Rumänien besetzt, Serbien erobert, Belgien überrannt; – wir hatten gesiegt in hundert Schlachten – und waren doch nicht Sieger; wir hatten Festungen erobert an den Grenzen – und erlagen doch der Belagerung einer großen Einkreisung.

Gewohnheitsmäßig ging ich an Georgettes Wohnung vorüber. Aus dem Torbogen kam Adrienne. Ich blieb vor ihr stehen. Sie schaute auf und erkannte mich.

„Ist das Fräulein wieder da?“ fragte ich leise.

Sie schüttelte den Kopf und schaute sich um, ob niemand sie beobachte.

„Weißt du, Adrienne, wo sie ist?“ Es war, als müßte die kleine Botin mir Klarheit geben. Aber Adrienne sagte wie früher: „Nein.“ –

„Und ihre Eltern?“

Ich ging neben dem Mädchen her, dem Stadtinnern zu.

„Die Herrschaft ist allein“, erzählte sie. „Sie kommen am Abend aus dem Geschäft und reden vom Siege, wenn ich ins Zimmer trete. Die Franzosen werden einziehen. Die gute Zeit wird kommen. – Aber wenn sie allein sind, schweigen sie. Madame weint. Der Herr geht im Salon hin und her, hat die Hände auf den Rücken gelegt und bekommt Falten auf der Stirn. Er ist ganz weiß geworden.“

„Tragen sie Trauer?“ fragte ich erschrocken.

„Nein“, antwortete Adrienne. „Das Fräulein ist im Kloster. Das hat Madame gesagt, nachdem sie mich ausgescholten hatte, weil ich sie fragte. Es liegen Briefe auf dem Schreibtisch. Georgette steht darunter.“

„Du hast sie gelesen?“

„Nein, sie sind französisch.“

Ich gab der Kleinen ein Geldstück.

„Merci!“ sagte sie.

„Sonst weißt du nichts?“

„Nein“ ...

Ich fragte noch dies und das. Aber das Mädchen konnte nichts berichten.

... Nun war ich im Urlaub. Ich trug meinen Hausrock. Die alte Yvonne umsorgte mich. Ich las die Zeitungen eifriger als früher. Die Zukunft lag dunkel vor meinen Blicken.

Was würde aus Elsaß-Lothringen werden? Der Sprecher der elsässischen Abgeordneten im Reichstag hatte der endlichen Bereitschaft der Regierung zur Gleichstellung des Landes entgegengerufen: „Es ist zu spät!“ Die Parlamentarier hielten Reden, die unabhängigen Sozialdemokraten sprachen von Kronen, die durch die Gosse rollen.

Die Revolution brach los. In Berlin meuterten die Soldaten, in Kiel die Marine. Waffenstillstandsverhandlungen begannen.

Das war das Ende. Deutschland lag im Sterben. Das Deutschland des ritterlichen Mittelalters, das Deutschland großer religiöser Bewegung, Deutschland der Dichter und Denker, Deutschland der Freiheitskriege, Deutschland Beethovens und der Romantiker, das Deutschland des Kaiserreichs ging unter. Arbeiter- und Soldatenräte retteten es für den Bolschewismus des Ostens, strebten, es reif zu machen für die Zersetzung, für die Verwischung aller Überlieferung und Tilgung seiner Aufgaben im Rahmen der Völker.

Vom Turme des Straßburger Münsters wehte die rote Fahne. Die Truppen lösten sich auf. Janhagel schrie durch die Gassen.

Wohl konnte Frankreich diesem Deutschland im Verein mit seinen Verbündeten einen Frieden auferlegen. Aber alle Hoffnungen, die Hugo und ich, die Georgette und Blanche gehegt hatten, waren zerschlagen. Mit diesem Deutschland ohne Ritterlichkeit, ohne Glauben, ohne geistige Tiefe im Werk der Dichter, im Lied seiner Meister, mit diesem Deutschland des Jasagens zu aller Schmach, mit diesem verhungerten Deutschland ohne Empörung über sich selber, ohne Tränen der Scham und der Größe, – mit diesem Deutschland konnte Frankreich nicht Freundschaft schließen. Denn es verachtete uns. Und es fürchtete die, welche es nicht verachtete, die nicht innerlich unterlegen waren im Zusammenbruch, denen die Ehre im Blute wohnte und der Gedanke an den Gang, den Deutschland zu gehen hatte an der Front Europas, dem Osten entgegen, einer fernen Freiheit zu.

Niemand würde diesem Deutschland helfen, das am Boden lag und die Augen schloß, um sich selbst nicht zu sehen.

Wir waren besiegt, solange uns der Mut fehlte, aufzuschauen, uns zu erkennen – und dem Erkennen das Bewußtsein unserer Selbst zu gesellen.

Alles versank in der Verwirrung dieser Novembertage. –

Deutsche Truppenteile zogen weg. Elsässer kehrten heim und legten den Waffenrock ab.

In den Häusern nähten die Frauen blau-weiß-rote Fahnen. Die Mädchen legten Elsässer-Tracht zurecht.

Anamiten und Tonkinesen kamen in die Stadt. Man lachte, als man sie sah. Aber der große Einzug des französischen Heeres stand bevor.

Vom Münster wehte jetzt die Trikolore.

„Yvonne“, sagte ich, „Sie werden es mir nicht vergen, wenn ich die nächsten Tage im Stockfeld verbringe. Ich lasse Ihnen meine Anschrift hier. Ich bin lieber in der Vorstadt, am Waldrand, – und Sie sind sicherer, wenn ich nicht da bin.“

Yvonne widersprach, was sie selbst betraf. Aber für mich sei es schon besser, wenn ich ein paar Tage ginge. –

Ich verließ sie mit schwerem Herzen.

Im Hause der Einsamkeit schrieb ich die ganze Nacht. Draußen hörte ich Menschen auf der Straße laufen, heimgekehrte Männer riefen einander Willkommgrüße zu. In allen Fenstern war Licht. Nur hinter dem Hause lag der Garten schwarz, breiteten sich die Felder dunkel und stand finster der Wald in der Ferne.

Dann sann ich wieder.

Mich fror. Ich hatte nicht gegessen. Ohne die Kleider auszuziehen, legte ich die Decke über mich und schlummerte.

Es war Tag, als ich zu mir kam. Schnell wusch ich mich. Ich zog den Mantel an, nachdem ich ein Frühstück zu mir genommen hatte, und wollte das Haus verlassen. Ich prallte aber zurück, als ich Adrienne an der Gartenpforte stehen sah. Sie suchte die Hausnummer.

„Monsieur!“ — In der Hand trug sie einen Brief. „Fräulein Georgette ist wieder da!“ schrie sie und war voller Aufregung.

Ich lief auf sie zu, nahm den Brief. Er trug Georgettes Züge. Sofort riß ich den Umschlag auf und las:

„Komm zu mir, Geliebter! Ich bedarf Deiner. Auch meine Eltern bitten Dich, zu kommen. Herzlichst — Georgette“ ...

Ich schloß die Haustür und die des Vorgartens, so schnell ich konnte, und rief: „Komm!“ —

Es fuhren keine Straßenbahnen mehr. Der Einmarsch der Franzosen hatte begonnen. Die Menschen strebten zu Fuß den weiten Weg in die Stadt hinein. Wir taten wie sie. Adrienne hatte die Schlupfhaube auf und trug ein elsässisches Kleid.

„Die Franzosen kommen!“ sagte sie atemlos.

Ich hörte nicht auf ihre Worte. „Wo ist Georgette?“ fragte ich.

„Zu Hause, Monsieur. Gestern hat der Herr sie geholt.“

„Ist sie krank?“

Adrienne schwieg.

„Sprich, Adrienne, ist sie krank?“

„Sie ist blaß, wie ich sie nie gesehen.“

„Was fehlt ihr?“

„Ich weiß nicht.“

Ich beschleunigte die Schritte; das Mädchen blieb an meiner Seite. Sie sprang in kleinen Sätzen. Stoßweise berichtete sie:

„Fräulein Georgette sitzt im Sessel neben dem Bett. Sie hat die Hände im Schoß gefaltet. Der Arzt war bei ihr."

Wir liefen weiter. Meine Narbe begann zu schmerzen. Ich achtete es nicht.

An der Polygon-Kaserne begegneten uns die ersten französischen Soldaten, eine Wache stand vor dem Tor. Wir drängten weiter.

„Hast du mit Georgette gesprochen, Adrienne?"

„Nein. Sie spricht nicht. Ich habe ihr Guten Tag gesagt, sie hat nur genickt."

Der Weg zog sich unendlich in die Länge.

„Wie hast du mich gefunden, Adrienne?"

„Madame kam zu mir in die Küche und gab mir den Brief."

„Und dann?"

„Ich suchte Sie bei Yvonne. Yvonne hat mir gesagt, wo Sie sind."

Ich hastete weiter. Atemlos fragte ich: „Und dann?"

Adrienne keuchte. Aber sie merkte es nicht vor Erregung.

„Ich bin zuerst wieder heimgegangen. Der Herr hat gesagt, ich solle Sie suchen."

„Und?" . . .

Adrienne wußte nichts mehr.

Wir drängten dem Menschenstrom nach, mußten langsamer gehen. Doch wir kamen weiter. Die innere Stadt lag vor uns. Geschmückt. Blumen und Fahnen an allen Fenstern. Fremde Fahnen. Elsässerinnen in Tracht. Kleine Mädchen mit Körben, aus denen sie Grün und Blüten streuten. Die Luft summte von tausend Stimmen.

Wir bogen in eine Seitengasse, sprachen nicht mehr. Adrienne blieb hinter mir zurück. Ich hatte Schmerzen. Trotzdem ging ich eilig vorwärts.

Dort lag das Haus.

Vor dem Tore mußte ich stehenbleiben, um Atem zu schöpfen. Aus der Ferne schwoll die Luft von unzähligen Stimmen. Wie ein einziger, gewaltiger Schrei schallte es herüber, wie das Pfeifen des unsichtbaren Pan, gellend und laut, des Hirtengottes, welcher auf seine Herde schaut und die Hunde lockt. Und ein hundertfältiges Echo gab diesen Schrei zurück.

Die Marseillaise klang auf. –

„Vive la France!" brauste es in den Lüften.

Ich stieß die Tür auf und trat in den Torbogen. Der Hof lag still. Das Fenster Georgettes war offen.

Ehe ich klingelte, öffnete sich die Tür des breitlagernden Hinterhauses. Der alte Herr mit der klagenden Stimme stand vor mir, verwirrt, nach Worten suchend.

„Meine Tochter wünscht sie zu sprechen", murmelte er.

Ich verbeugte mich. „Darf ich eintreten?" fragte ich. Der Mann zeigte auf die Kleiderablage. Ich riß den Mantel herunter.

„Seien Sie leise", bat der Alte. „Georgette ist krank. Erschrecken Sie sie nicht. Nein, warten Sie. Ich werde zuerst eintreten. Ich will Sie melden."

Er machte ein Zeichen, als solle ich bleiben. Dann trat er beiseite und flüsterte: „Gehen Sie ohne mich. Hier, diese Tür."

Vor mir schimmerte das weiß gestrichene Holz. Ich drückte auf die Klinke und öffnete unhörbar. Mein

Auge fiel sofort auf Georgette. Sie saß in einem Lehnstuhl neben dem Himmelbett und hatte den Kopf zwischen den ausladenden Ohren der Armlehnen gesenkt. Sie war in Weiß gehüllt. Gesicht und Hände waren blaß, blaue Adern zeichneten sich ab an ihren Schläfen und auf den Händen. Ihr Mund lächelte.

„Du!" rief sie mit einem Laut der Erlösung.

An der anderen Seite des Zimmers regte es sich. Eine dunkel gekleidete Dame erhob sich vom Betpult, an dem sie gekniet hatte, legte ein Buch aus der Hand. Sie schaute mich forschend an, als ich auf Georgette zuschritt, mich über sie beugte und ihre Wange berührte.

„Georgette!" sagte ich leise. Unsere Hände fanden sich. Die Dame, in der ich Georgettes Mutter erkannte, verließ schweigend das Zimmer.

„Du bist krank, Georgette?"

„Ja, Liebster!"

„Du hast viel gelitten?"

„Um deinetwillen. Um der Zukunft willen. Um der Verständigung willen."

Ich kniete vor Georgette nieder und blickte zu ihr auf.

„Georgette!"

Sie legte die linke Hand auf mein Haupt; die andere ruhte in meiner Rechten. Draußen in den Straßen jauchzte es und schrie: „Vive la France!"

„Vive, vive la France!" klang es als Antwort von der Seite über dem Fluß.

„Wir haben den Frieden verloren, Georgette."

„Den Krieg, ja, – Glaube an Frieden!" antwortete sie sanft.

Ich zog ihre bleiche Hand an meine Lippen.

„Sei stark!“ mahnte sie.

Sie ließ die Hand sinken. An ihrem Finger funkelte mein roter Rubin.

Ich blickte in Georgettes graue Augen und sprach: „Ich werde unserem Glauben treu bleiben, Georgette. Unsere Hoffnung wird einst von Liebe gekrönt sein.“

Georgette lächelte. Sie hob die Hand wie suchend. Ich lauschte auf sie, hatte den Kopf halb gewendet und sah, wie sich die Tür öffnete.

Der Vater und die Mutter Georgettes traten ein. Hinter ihnen folgte ein französischer Offizier in Friedensuniform. Seine Waffen klirrten leise.

Aber Georgette blickte nur mich an. Ihr Busen hob sich.

„Deutschland, sei stark!“ rief sie.

Ein Seufzer drang aus ihrer Brust. Ich erhob mich. Ich wollte mich zu den Eintretenden wenden, aber ich vermochte die Augen nicht von Georgette zu reißen. Ein Leuchten ging über ihre Züge. Das Gesicht bekam weißen Glanz, wie Schein, der um Heiligenbilder liegt. Ein Schwanken ging durch sie hin. Sie sank zurück; ich hielt sie. Wieder schaute ich in das verklärte Antlitz, und ich sah, wie Georgettes Augen brachen.

Sie war gestorben.

Neben mir stand Gaston, der französische Sieger. Ich richtete mich empor. Unsere Blicke trafen sich. Die Eltern meiner Geliebten weinten hinter uns.

So verharrten wir schweigend. Dann senkte Gaston den Kopf, und ich wandte die Augen voll auf Georgette.

Der blasse Mund war halb geöffnet. Aber ich hörte aus seiner stumm gewordenen Lieblichkeit das letzte

Wort, das er gesprochen hatte. In meinem Ohr schwoll es an wie der Sturm des Meeres, donnerte laut über dem Schreien der Straße mit der Allmacht eines Gottes, der aus dem Chaos neue Welten ruft und der Zukunft befiehlt mit der Stimme der Allwissenheit, der Verheißung, des Gesetzes:

D e u t s c h l a n d s e i s t a r k !

Und im Geist sah ich die Sonne über den Bergen... Georgettes Bewußtsein war in mir lebendig.

Hoffnung und Wunsch stand auch vor Gaston mit dem Glauben, welcher Gräber bricht und den Ruf der Ewigkeit anstimmt mit ehernem Munde:

Glauben an das Bewußtsein des Elsaß, das sich auf sich selbst besinnt, damit es nicht zu ewigem Streit werde, –

Bewußtsein, das den Donner der Geschütze zum verklingenden Grollen nach segenspendenden Gewittern werden läßt, –

Bewußtsein, das in die elsässische Seele gesenkt ward von Ottfried dem Mönch, das aufschluchzt im Liede der Nachtigall von Hagenau, –

Bewußtsein, das aus einem Blute erblüht, das gleichwohl dem Franken jenseits der Berge die Hand reicht, dem Franken, der sich aus der Gefahr heimlichen Ringens gegen nordische Herkunft, gegen nordischen Geist, gegen nordische Kunst gerettet hat,

Blut, das den Franzosen und den Deutschen geschaffen hat, ihre Tapferkeit, ihre Dichter, ihre Bedeutung im Rahmen der Völker, –

damit sie erkennen, daß wir nicht Feinde sind, wir – diesseits und jenseits des Rheines, –

sondern Brüder, die vereint den Untergang des Abendlandes bannen, –

ihn im Irrtum ihrer Gegnerschaft aber heraufbeschwören ...

Und lauter rief es in mir mit der Stimme der Zukunft, die sich zum Gebot erhob, in welchem die einzige Möglichkeit verjüngender Erneuerung und das Leben der Kommenden lag, –

Zukunft, für die die tausend-tausend Toten des Krieges ihr Blut vergossen haben:

„Deutschland, sei stark!" ...

